Das Blumenmädchen.

Roman

aus der Zeit der ersten französischen Revolution

von

Fr. Rob. Renner.

Zweiter Band.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1852.

Das Blumenmädchen.

Zweiter Band.

Das Erkennen.

Wenige Tage nach jener Unterredung im Kloster, welche Albert mit dem ehemaligen Richter seines Heimathsortes gehabt, stand in den meisten und gelesensten Blättern Frankreichs eine Aufforderung an den ehemaligen Gutsbesitzer Maubert, wahrscheinlich den Namen Lerouge führend, welcher vor vielen Jahren aus seiner damaligen Heimath, dem Dorfe N. in der Normandie auf räthselhafte Art verschwand und bis heute nichts von sich hören ließ. Nun war der Aufforderung noch eine Anerkennung beigefügt, daß genannter Maubert aller seiner Versprechungen entledigt sei und unter der beigefügten Adresse sich zum Empfang einer für ihn deponirten Summe melden solle, so wie auch verschiedene, für ihn höchst wichtige und zugleich angenehme Fami=

liennachrichten sein baldiges Erscheinen wünschenswerth machten.

Diese Aufforderung erregte bedeutendes Aufsehen, obgleich die politischen Ereignisse die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich in Anspruch nahm, man erging sich in Vermuthungen, was dieser Aufforderung wohl zu Grunde liegen konnte, allerdings eine deponirte Summe; aber was diesem vorangegangen war, das wußte Niemand, aber es mußte von Wichtigkeit sein, da die Aufforderung in einer Sprache abgefaßt war, nur verständlich für den Eingeweihten.

Doch lassen wir Paris in seinen Vermuthungen und kehren wir zu unserm kleinen Patienten zurück, den wir so lange unbeachtet ließen und der doch die Ursache ist, daß alle diese Entdeckungen gemacht wurden.

Acht Tage sind verflossen, seit Georg von jenem ehrwürdigen Pater des Bernhardiner-Ordens das Abendmahl empfangen hatte, den letzten Trost, den der Sterbende vor seinem Ende durch die Kirche erhält, und heute finden wir den schweren Kranken im Bette aufrecht sitzend, sein Täubchen mit Compott verzehrend. Albert und Henriette sitzen an seinem Bett und sehen mit stiller Freude des Kna-

den Appetit, ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gesundheit.

In diesem Augenblicke tritt der Arzt ein: „Guten Appetit, mein Kleiner, wie ich sehe, schmeckt es ja, nun, so ist's recht, doch nur mäßig, dem noch schwachen Körper nicht zu viel bieten. Noch acht bis zwölf Schwefelbäder und wir sind so gesund, wie früher, keine Spur mehr von der übeln Krankheit; bald wäre es um Dich geschehen gewesen, mein Sohn, es fehlte gar nicht viel." Jetzt erst wandte er sich zu Albert und Henrietten: „Sie müssen schon entschuldigen, daß ich Sie erst in diesem Augenblicke beachte, doch ein hergestellter Patient, mit dem der Tod sich schon gerungen, ist dem Arzt immer lieber, als zehn gute Freunde, welche vollkommen gesund sind. Doch damit will ich nicht gesagt haben, daß Sie mir bald in die Hände fallen sollen, im Gegentheil wünsche ich Ihnen gute, dauernde Gesundheit von ganzem Herzen, wenn ich auch Arzt bin."

„Wir sind davon überzeugt und hoffen, daß Sie als Freund uns noch manchmal die Ehre Ihres Besuchs gönnen, da Sie als solcher uns zehnmal angenehmer sind, als wenn Sie als Arzt kommen."

Lachend entgegnete der Arzt: „Bravo! bravo! gut herausgebissen, kann mir übrigens denken, daß man den Arzt lieber gehen als kommen sieht. Wissen Sie auch schon, daß der König gestern das erste Mal vor seinen Richtern gestanden?"

„Nein, ich habe zwar gehört, daß es in diesen Tagen geschehen solle, aber ich bin in der letzten Zeit durch Familienverhältnisse so in Anspruch genommen worden, daß ich mich gar nicht um die Politik gekümmert habe. Wie steht es mit dem König?"

„Schlecht, sehr schlecht! Er ist ohne Rettung verloren, aber königlich wird er fallen, seine Feinde werden nicht den Sieg erleben, daß sie Ludwig XVI. zittern sahen. Nachdem man den König abgeführt hatte, wurde noch lange debattirt, doch das Ende vom Liede war immer Ludwig Capets Tod. Ja, Ludwig Capet, das ist des Königs Name, man will der Republik nicht einmal mit einem Wort, mit dem Wort König zu nahe treten, drum nennt man den König mit seinem Familiennamen. Man hat dem König seine Würde, seinen Namen genommen, man wird ihm auch sein Leben nehmen."

„Und die großen Männer Frankreichs, welche

die Gironde zu ihren Mitgliedern zählt, auch sie lassen den König fallen?"

„Ich befürchte für diese selbst das Schlimmste. Die Feinde des Königs sind auch die ihrigen, und solche Feinde rächen sich nur durch Blut; bald wird man von der edelsten Parthei Frankreichs sagen: Sie ist gewesen. — Dem König ist noch eine Frist zur Vertheidigung gesetzt, doch wenn er noch einmal vor seinen Richtern stehen wird, ist es wahrscheinlich nur, um ihm das Todesurtheil zu verkünden, denn Alles verlangt des Königs Tod. — Noch etwas muß ich Ihnen mittheilen, nämlich eine Aufforderung in den Zeitungen ist es, welche die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade erregt hat; man fordert einen gewissen Maubert, der auch den Namen Lerouge führt, auf, sich zu melden, doch ist die Aufforderung in solcher Art abgefaßt, daß man ein Geheimniß darunter vermuthen könnte, und man zerbricht sich die Köpfe über diese Aufforderung, man ergeht sich in Vermuthungen, doch Niemand kann etwas Bestimmtes darüber angeben."

Da Sie selbst sich dafür zu interessiren scheinen, so werde ich Ihnen später dieses Räthsel lö-

sen, da ich allein im Stande bin, Auskunft darüber zu ertheilen, doch Alles zu enthüllen vermag ich noch nicht, da die Zeit noch nicht erschienen, welche mich selbst über Alles aufklären soll. Selbst meiner Gattin habe ich bis jetzt ein Geheimniß verschwiegen, welches sie jedoch nun erfahren soll, sobald ich von Ihnen, Herr Doctor, die Gewißheit habe, daß die Zeit dazu eine günstige ist."

Der Arzt sah verwundert bald Albert, bald dessen Gattin an, welche ebenfalls erstaunt Alberts Worte vernommen. „Ich soll Ihnen die Gewißheit geben, ob die Zeit da ist, in welcher sie ein Geheimniß mittheilen können; ich muß Ihnen gestehen, diese Worte sind mir dunkler, als die ganze Aufforderung in den Zeitungen."

„Meine Worte sollen Ihnen bald klar werden, beantworten Sie mir eine Frage: Ist Georg so weit hergestellt, daß eine angenehme Nachricht, eine unerwartete Freude nichts für seinen Zustand befürchten läßt?"

„Unser kleiner Patient ist geistig so stark, daß er sogar eine unangenehme Nachricht empfangen könnte, ohne dadurch in Gefahr zu kommen."

„Nun wohl, so werde ich Alle durch meine

jetzige Mittheilung überraschen, doch ist dazu ein kurzes Verhör nöthig, welches ich mit unserm kleinen Patienten anstellen muß."

Albert wandte sich jetzt zu Georg, welcher noch im Bette aufrecht saß und allerdings etwas neugierig den letzten Theil des Gesprächs verfolgte, da in demselben seine Person erwähnt wurde: „Georg, als der ehrwürdige Mönch neulich bei Dir war, um Dir den Trost der Kirche zu spenden, war da nicht noch Jemand, der Deine Aufmerksamkeit erregte?"

„Allerdings!" entgegnete Georg erröthend, „ich habe es auch dem Priester erzählt, doch dieser wollte mir nicht glauben."

„Nicht wahr, Du erkanntest in jenem Küster den Richter Deines Dorfes? — Den Mann, bei dem Du und Deine Mutter gewohnt? —"

Erstaunt blickte der Knabe seinen väterlichen Freund an, daß dieser den Küster auch kannte: „Sie kennen also den Küster? Haben Sie ihn schon einmal irgendwo gesehen?"

„Ich kannte ihn eher als Du."

„Und haben mir nichts davon gesagt, als er uns verlassen?"

„Du hast ihn auch erkannt und mir nichts davon mitgetheilt, als ich später zurückgekehrt war.“

„Gewiß, Herr Albert, hätte ich es Ihnen noch gesagt, aber meine Krankheit hinderte mich dazumal daran, und jetzt habe ich nicht mehr des Küsters gedacht, besonders da der Mönch in mir Zweifel erregt hat, so daß ich nicht einmal meiner Sache gewiß war.“

Deine Krankheit war ebenfalls die Ursache, welche mich abhielt, mit Dir über einen Gegenstand zu sprechen, der Dich vielleicht aufgeregt und Dir in Deinem damaligen Zustande gefahrbringend gewesen sein könnte. Doch nun kannst und mußt Du Alles erfahren; der Küster, welcher den Mönch begleitete, ist der Richter Deines Geburtsortes, er ist Dein Vater!“

„Mein Vater? — Aber woher wissen Sie das Alles?“

„Der Küster hat es mir selbst mitgetheilt, dies und noch weit mehr. Aber davon ein anderes Mal; den Küster erkannte ich gleich beim Eintritt, denn auch ich bin in jenem Dorfe geboren und habe meine früheste Jugend dort verlebt.“

„So müssen Sie ja auch meine Mutter ken-

nen?" fiel der Knabe freudig ein, welcher seine kindliche Anhänglichkeit an die Mutter nie verleugnen konnte.

„Auch Deine Mutter kenne ich, kannte sie früher als Du, kannte sie besser — doch nichts davon — ich heiße Albert, wie Du Georg heißt!"

Der Knabe sah erstaunt auf Albert, welcher mit thränen-schwimmenden Augen der Vergangenheit dachte, und sprach dann, sich besinnend: „Sie heißen Albert — nicht Herr Albert?"

„Ja, Albert ist mein Taufname, ich war der Knabe, welchen einst der König mit nach Paris nahm."

„Sie sind Albert, der Sohn —" mehr wagte der Knabe nicht auszusprechen.

„Ich bin wie Du Helenens Sohn, ich bin Dein Bruder!" Mit diesen Worten umfaßte er den sich immer mehr im Bette aufrichtenden Georg.

Georg hielt den Maler umfangen, doch wagte er noch nicht an das Gesagte zu glauben: „Sie wären der Sohn Helenens, Sie — Herr Albert?"

„Nicht mehr Herr Albert, sondern Bruder Albert!"

Georg schlang seine Arme fester um des Ma-

lers Hals und mit freudiger Rührung und thränenerstickter Stimme flüsterte er zaghaft: „Bruder Albert!“

Henriette, welche von dieser Verwandtschaft des Knaben zu ihrem Gatten noch nichts wußte, war tief gerührt über diese Erkennungsscene und mit wahrer, inniger Freude drückte sie den glücklichen Georg an ihr Herz.

Der Doctor stand erstaunt und wußte nicht, was er thun sollte, er war schon im Begriff, leise fortzugehen, um als Fremder die Freude des Wiedersehens nicht zu stören, doch Albert bemerkte des Arztes Absicht und vertrat demselben den Weg.

„Sie sollten Zeuge der Freude Ihres Patienten sein, darum hielt ich Sie auf, lieber Herr Doctor, zugleich bemerke ich Ihnen, daß dies der Anfang zur Lösung des Räthsels ist, welches ganz Paris neugierig gemacht hat; ich meine die Aufforderung, welche in den Blättern und Zeitungen Frankreichs steht. Die ganze Lösung sollen Sie später erfahren, für jetzt kann ich nicht mehr davon verrathen.“

„Der Anfang ist interessant und mit Spannung sehe ich der ganzen Lösung entgegen; wie sehr mich übrigens das Schicksal meines Patienten in-

teressirt, können Sie daraus abnehmen, daß ich seinem Besuch heute mehr als eine Stunde geschenkt habe. Doch nun muß ich aufbrechen, da andere Patienten mich noch erwarten; die Gefahr für unsern Patienten ist ganz vorüber und ich vermuthe sogar, daß diese freudige Nachricht auf das Gemüth desselben vortheilhaft eingewirkt und dadurch auch die Körperconstitution gewonnen hat. Halten Sie Georg noch acht Tage recht nach meinen Vorschriften, bei guter Witterung dürfen Sie sogar in einigen Tagen ihn an die Luft lassen; natürlich warm angezogen, das Bett darf er verlassen, ich halte ihn für völlig hergestellt. Nach Verlauf dieser Zeit wird er mir dann den versprochenen Besuch in der Stadt machen können, bis dahin leben Sie wohl, jetzt bedürfen Sie meiner Hülfe nicht mehr."

Der Arzt nahm Hut und Stock und von den herzlichsten Glückwünschen und Danksagungen begleitet, verließ er das Haus, nachdem Albert ihm versprochen, in einigen Tagen Nachricht über Georgs Befinden zu bringen.

Jetzt war die Familie allein und überließ sich ungestört ihrer Freude; Georg war der Glücklichste,

denn er liebte Albert und Henriette mehr, als ein Kind die Eltern lieben kann, ohne zu wissen, daß er solche große Rechte auf ihre Liebe hatte; jetzt, da er wußte, wer ihm Albert war, jetzt war er der Glücklichste, den die Erde trug.

Der Anfall.

Ein außerordentlich warmer Wintertag war angebrochen, Albert beabsichtigte heute mit Georg in die Stadt zum Doctor zu gehen, um diesen durch einen Besuch in Begleitung seines Bruders Georg zu überraschen, da Georg so hergestellt war, daß ein solcher Spaziergang ihn fast gar nicht mehr anstrengte. Das Wetter blieb schön und Albert, seinen Bruder Georg an der Hand, begaben sich auf den Weg nach Paris; natürlich hatte Henriette vorher dafür gesorgt, daß Georg nicht frieren konnte, indem sie demselben alles doppelt und dreifach angezogen, was nur irgend anzuziehen war.

Die Brüder schritten auf Paris zu und Georg ging so rüstig neben Albert hin, daß man fast gar nicht mehr bemerken konnte, daß der Knabe vor kaum vier Wochen mit dem Tode gerungen habe.

In kurzer Zeit erreichten sie Paris und, durch mehre Straßen sich windend, standen sie bald vor dem Hause des Arztes. Sie traten ein und auf Alberts Frage, ob der Herr Doctor zu Hause, wurde ihm eine bejahende Antwort. Georg freute sich außerordentlich, den guten, freundlichen Arzt überraschen zu können, sein dankbares Herz klopfte laut vor kindlicher Freude.

Beide traten auf des Arztes kräftiges „Herein" in das sehr anständig meublirte Zimmer desselben, und Albert hatte gleich bei seinem Eintritt den Anblick, welcher jedem Künstler erfreut, sein Gemälde der aufmerksamsten Beobachtung unterworfen zu sehen. Der Arzt stand nämlich mit verschränkten Armen und betrachtete ein im vergoldeten Rahmen an der Wand hängendes Bild, welches ihm Albert für die gelungene Kur Georgs geschenkt, sich kaum um die Eintretenden kümmernd, eine gewöhnliche Krankenvisite vermuthend, drehte er sich halb ärgerlich, daß er in seiner Betrachtung gestört wurde, um und erblickte zu seiner Freude den Maler mit seinem ehemaligen Patienten.

„Willkommen, willkommen in Paris, entschuldigen Sie, daß ich Sie so gleichgültig eintreten ließ,

doch ich war in Betrachtung Ihres herrlichen Bildes versunken und etwas ärgerlich darüber, daß ich gestört wurde, denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich fast jeden Tag das Gemälde von Neuem mit neuer Lust betrachte und gestehe Ihnen, noch nie ein schöneres Honorar empfangen zu haben."

„Herr Doctor, Sie beschämen mich durch Ihre Lobpreisungen, denn Sie übertreffen uns Künstler in jeder Beziehung, unsere gelungensten Gemälde sind bei dem größten Leben dennoch todt, aber Ihre Kunst giebt wahres Leben, hier ist ein Gemälde von Ihnen, welches alle meine Werke übertrifft." Bei den letzten Worten faßte er Georg an der Hand und stellte denselben dem Doctor gegenüber.

Freundlich nahm der Arzt den Knaben beim Kopf: „Nun, endlich ist es wahr geworden, daß Du mich in Paris besuchen würdest, allerdings hat sich der Tag etwas verzögert, dennoch ist es geschehen; ich glaubte im Anfang selbst nicht an eine Besserung, doch Gott und Deine gute Natur haben meine Bemühungen unterstützt, daher kann ich Dich heute in meiner Wohnung als meinen lieben, kleinen Freund begrüßen."

Georg ergriff des Arztes Hand und entgegnete

in kindlicher Dankbarkeit: „Sie haben mir mein Leben erhalten, wofür ich Ihnen nur mit meinen Thränen danken kann, da ich gar nichts besitze und wahrscheinlich schon untergegangen wäre, hätte mich mein lieber, theurer Bruder nicht so menschenfreundlich aufgenommen, noch ehe er mich kannte; dadurch aber, daß Sie mich vom Tode retteten, haben Sie mir auch die große, nicht zu beschreibende Freude gemacht und mir, dem armen, verlassenen Knaben einen Bruder geschenkt." Bei diesen Worten traten dem Knaben Thränen in die Augen, er konnte nicht weiter sprechen.

„Weine nicht, mein lieber Georg, danke vielmehr Deinem Schöpfer, der Alles so zum Guten leitete, denn Dein Unglück führte Dich zum Glück. Nun setz Dich aber nieder, damit Du neue Kräfte zum Rückwege sammelst, ich werde Dir ein Buch mit Bildern zum Ansehen geben, damit Dir die Zeit nicht zu lang wird."

Der Arzt kramte in seinen Büchern umher und fand endlich ein Buch, welches er Georg einhändigte und worin dieser mit großer Freude blätterte, denn das Buch enthielt viel interessante Bilder. Während dem unterhielten sich die Männer mit Po=

litik, und da beide politische Gesinnungsverwandte waren, so kam natürlich das Gespräch wie gewöhnlich, auf den unglücklichen Ludwig, welcher noch immer im Tempel in Haft gehalten wurde.

„Haben Sie noch nichts Erfreuliches über des Königs Schicksal erfahren?“ fragte Albert den Arzt.

„Von einem verurtheilten König kann man nichts Erfreuliches berichten, mein lieber Albert; vor wenig Tagen war der König wieder vor seinen Richtern, ich glaube, es wird das letzte Mal gewesen sein, aber seine eigenen Worte, so wie die ausgezeichnete Vertheidigungsrede Desèze's war nicht im Stande, auch nur den geringsten Eindruck auf die Masse zu machen, welche freilich täglich von neuem gegen den König aufgereitzt wird. Desèze ließ kein Mittel unversucht, er appellirte an des Volkes Gerechtigkeitsliebe, an die Großmuth der französischen Nation, er zeichnete mit grellen Farben, wie die gerechte Richterin, die Geschichte einst über dies Ereigniß urtheilen werde, denn mit blutiger Schrift werden spätere Geschlechter in dem Buche der Geschichte lesen, die französische Nation verurtheilte nicht ihren König, nein die französische Nation — hier brach er ab und vollendete nicht, was jeder errieth, aber Alles war

umsonst, der König muß fallen, seine Feinde haben es beschlossen; sein Tod wird aber das Verderben seiner Feinde herbeiführen, auch diese werden einst fallen.“

„So glauben Sie nicht an ein milderes Urtheil?“

„Den kleinen Funken von Hoffnung, welchen der 11. December mir übrig ließ, hat dieser 26. December vollends verlöscht, ich sehe des Königs Todesurtheil schon unterschrieben, trotz der tüchtigen und kühnen Vertheidiger. Wir stehen am Ende des alten Jahres, das neue wird wahrscheinlich mit einer Gewaltthat begonnen werden. — Mein lieber Herr Albert, Sie müssen mich jetzt entschuldigen, daß ich so lieben Gästen, wie Sie und der kleine Georg mir sind, so wenig Zeit schenken kann, doch Sie wissen, daß der Arzt keine Stunde sein nennen darf.“

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich Sie vielleicht von einer Visite abhielt; doch sind Sie daran selbst Schuld, Höflichkeitsbesuche müssen Geschäften nachstehen, warum haben Sie uns nicht gleich Ihren Mangel an Zeit entdeckt.“

„Noch ist gerade die rechte Zeit, darum habe ich mir die Freiheit genommen, Sie zu bitten, mich

ein anderes Mal zu beehren, hoffentlich auf längere Zeit, Sie sind mir stets willkommen."

Albert nahm seinen Hut und empfahl sich mit Georg dem Arzt, welcher beiden freundlich die Hand zum Abschied reichte und um baldige Wiederholung des Besuchs bat.

Die Brüder wanderten langsam durch die Stadt und dann zum Thore hinaus, ihrem kleinen Asyle entgegen; obgleich es erst gegen vier Uhr des Nachmittags war, so senkte sich dennoch schon die Dämmerung hernieder, und als beide das Wäldchen, welches sie passiren mußten, erreichten, hüllte die Wanderer dichter Nebel ein.

Sie schritten in das Wäldchen, aber kaum zwanzig Schritte mochten sie gethan haben, als zwei Gestalten Ihnen entgegen kamen, welche nicht geeignet waren, das Vertrauen der Wanderer zu gewinnen. Albert, schritt dennoch sorglos, wie es schien, auf der Straße weiter, behielt aber die beiden unheimlichen Gestalten im Auge, welche sich, je näher sie kamen, als höchst liederliche Subjekte auswiesen, denn ihre Kleider waren zerrissen, ihre Gesichter roh und ihre Blicke der Art, daß man daraus lesen konnte, daß sie nicht die besten Absichten hatten, ihre Be-

waffnung bestand in starken Stöcken, welche man, um eine nähere Beschreibung derselben zu ersparen, Knüppel nennen konnte.

Als die beiden Vagabonden und Albert und Georg sich begegneten, blieben die ersteren stehen und baten um ein Almosen; Albert, jede Bewegung der beiden Kerle verfolgend, griff in die Tasche, um etwas herauszuholen, bei welcher Gelegenheit er einen Schritt zurücktrat, da die Kerle ihm zu nahe standen und Albert Vorsicht anzuwenden für nöthig hielt, da das Umblicken der Vagabonden, ob ihnen Jemand folge, ehe sie sich Albert und Georg näherten, ersteren auf nichts Gutes schließen ließ.

Bald sollte sich Albert von der Nothwendigkeit seiner Vorsicht überzeugen, denn als er die Hand in der Tasche hatte, ein Almosen hervorzusuchen, schwang der eine dieser Vagabonden seinen Knüppel in die Höhe, um ihn auf Alberts Kopf niederzulassen, doch dieser fing den gewaltigen Schlag mit der Hand auf, ehe er seine Kraft entwickeln konnte, und entwand seinem Gegner sehr gewandt die Waffe, versetzte demselben selbst einen Schlag, welcher den Vagabonden zum Fall in den Graben brachte; der

zweite dieser Landstreicher drang jetzt auf Albert ein, doch die Gewandtheit und Kraft des letztern brachte auch den zweiten Vagabonden zum Weichen; da nun beide sahen, daß Albert ihnen vollkommen gleich in Kraft, sogar überlegen sei, so hielten sie es für das Beste, auszureißen, und beide Kerle verschwanden schnell in dem Wäldchen.

Albert hielt es nicht für rathsam, dieselben zu verfolgen, sondern nahm den weinenden und klagenden Georg bei der Hand und eilte mit diesem durch das Wäldchen, seinem Häuschen zu; vorher aber erst Georgs Unruhe und Thränen beschwichtigend, damit Henriette nichts bemerken solle. Auch verbot er Georg, nichts über diesen Anfall zu erzählen, damit Henriette nicht unnöthige Furcht auszustehen habe.

In kurzer Zeit gelangten beide an ihr Häuschen und wurden von Henriette sehnsüchtig erwartet, welche in ihrer Freude Georgs Verlegenheit nicht bemerkte, obschon Albert befürchtete, seine Gattin werde Georg befragen, da dieser zu deutlich in seinem Gesichtchen zeigte, welche Angst er so eben ausgestanden. Doch Henriette, zu sehr beschäftigt,

gab nicht Acht auf Georgs ängstliches Benehmen, denn als gute Hausfrau hatte sie für etwas Erwärmendes Sorge getragen und brachte jetzt Alles herbei, was sie zur Stärkung und Erquickung für die beiden vorräthig hatte.

Mutter und Kinder.

Das Jahr 1793 war angebrochen, aber noch war für Frankreich die Ruhe, der Friede, die Ordnung nicht zurückgekehrt, immer noch war dies schöne Land der Zwietracht, dem Neide, dem Haß und der Eifersucht der sich schroff entgegenstehenden Partheien verfallen und nirgend war das Ende dieser unglückseligen Wirren zu ersehen, alle Mächte Europa's blickten mit Bangen auf die neue Verfassung Frankreichs, blickten mit Erstaunen auf das Ungeheure, nämlich, daß trotz allen Drohungen und Manipulationen die französische Nation ihren König gefangen hielt, daß sie ihn sogar zum Tode verurtheilte. Von allen Seiten europäischer Mächte sollte etwas zu Gunsten Ludwig XVI. geschehen, doch was geschah, war nicht geeignet, die französische Nation zu beruhigen, sondern sie nur noch mehr gegen ih=

ren König aufzubringen und alle Machinationen fremder Mächte scheiterten an der Festigkeit Robespierre's und seiner Collegen, deren Wahlspruch des Königs Tod war.

In den ersten Tagen dieses verhängnißvollen Jahres saß Albert in seinem Arbeitszimmer und arbeitete an einem großen Gemälde, oftmals den Pinsel bei Seite legend oder ruhen lassend, denn auch ihn beschäftigten die Wirren des Vaterlandes und noch mehr das Schicksal des Königs, seines Wohlthäters, dem er Alles, Alles zu danken hatte. Ein unfreundlicher Tag hielt ihn gefesselt in der Stube, nicht einmal einen Blick in die freie Natur hinaus mochte er thun, denn der Wind peitschte die Schneeflocken sogleich durch's geöffnete Fenster; er saß daher theils malend, theils wieder denkend vor seiner Staffelei, als plötzlich die Thür seines Zimmers aufgerissen wurde und ein Weib vor ihm stand, bleich, in Lumpen gehüllt, mit ängstlich umherforschendem Blick und flehender Gebehrde.

Dem Maler war der Pinsel aus der zitternden Hand gefallen, denn auf den ersten Blick erkannte er in der von Kummer und Elend heimgesuchten, so wie von wüstem Lebenswandel angegrif-

fenen Frauensperson seine eigene Mutter, welche mit verzweifelnder Miene sich vor dem Maler niederwarf und, seine Hand küssend, ausrief: „Retten Sie mich vom Jammer, vom Elend, vom Tode; ich werde verfolgt, und wenn mich die Häscher finden, so ist der Tod mein Loos.“

Albert wußte sich kaum zu fassen, denn so glaubte er seine Mutter nicht wieder zu sehen, verfolgt von der Polizei, eine Verbrecherin — doch noch wußte er ja nicht, ob seine Mutter nicht Unglück allein verfolge. Wie gern hätte er in ihr nur eine Unglückliche gesehen, doch die Geschichte seines Bruders ließ ihn das Schlimmste von der Mutter fürchten.

„Wie kann ich Sie retten, da ich nicht weiß, was Sie verbrochen haben und ob der Schutz, den ich Ihnen angedeihen lasse, mich nicht selbst ins Verderben führt, wenn Sie strafbar, von mir dem Gesetz vorenthalten werden. Sind Sie nur eine Unglückliche, dann soll Ihnen in meinem Hause Schutz und Hülfe werden, aber der Verbrecherin kann ich keine Hülfe gewähren.“

„Ich bin nicht nur unglücklich, ich bin auch Verbrecherin, nirgend finde ich Schutz, nirgend Hülfe.

Aber der Himmel ist gerecht, denn ich habe viel gesündigt, mein Unglück ist ein verdientes, es ist Strafe für meine Verbrechen; doch möchte ich mich bessern, wenn ich nur dies eine Mal errettet werden könnte, aber nein, es ist nicht möglich," schrie sie entsetzt laut auf, „die Häscher sind schon da, sie haben meinen Zufluchtsort entdeckt."

Sie hatte Recht, denn die Thür öffnete sich und zwei Polizeisoldaten traten ein und ergriffen sogleich das Weib, ohne auf Albert zu achten, welcher in seinem Innern einen schweren Kampf zu bestehen hatte.

„Haben wir Dich endlich, Du Landstreicherin?" nahm der eine der Polizeimänner das Wort, „hast uns viel Mühe gemacht, diesmal sollst Du uns nicht entkommen. Und Sie, mein Herr, müssen morgen sich der Polizeibehörde stellen, damit ihre Aussagen protokollirt werden, da wir diese Landstreicherin bei Ihnen fanden."

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben, meine Herren," wandte sich Albert an die Polizeimänner, so sagen Sie mir, was diese Frau verbrochen hat."

„Sie ist eine Landstreicherin," entgegnete der eine, „und ist sogar des Diebstahls verdächtig, doch wußte

sie sich immer dem Gesetz zu entziehen, sogar hat sie sich schon mehrfachen Arrestationen durch die Flucht entzogen, diesmal soll sie uns aber nicht entkommen.“

„Meine Herren, glauben Sie nicht, daß ich diese Person der Gerechtigkeit entziehen will, sind Sie aber damit einverstanden und läuft es Ihrer Instruktion nicht zuwider, so verbürge ich mich für dieses Frauenzimmer und werde morgen beim Gerichte erscheinen, um die Sache der Unglücklichen zu schlichten.“

„Ihr Wort ist hinreichend,“ fiel der eine Polizeimann ein, „Sie sind ansässig und uns bekannt, wir nehmen Ihre Bürgschaft an.“

Weit höflicher, als die Polizeimänner eingetreten, verließen sie das Zimmer des Malers, welcher nun allein sich seiner Mutter gegenüber befand, von dieser jedoch nicht erkannt wurde.

Das Weib stürzte zu den Füßen des Malers nieder und umfing dessen Knie, was der Maler nicht verhindern konnte, da sie zu fest, beinahe krampfhaft sich anklammerte: „Herr, Sie haben mich errettet, Sie sind mein Engel!“

Albert war jetzt frei von der Umarmung seiner

im Staube liegenden Mutter und entgegnete ihr, indem er den Schleier von Georgs Bilde zog: „Ich bin nicht Ihr Engel, dieser ist es!“

Helene, Alberts und Georgs Mutter, sprang schnell auf: „Mein Sohn, mein unglückliches Kind, wo ist es, führen Sie mich zu meinem Sohn, damit ich ihn um Verzeihung bitten kann, wenn ihn nicht schon meine Sünde dem Tode entgegen geschleudert hat.“

„Ihr Sohn lebt, fromm, gesund und glücklich, denn er ist am Körper und Geiste genesen und befindet sich in guten Händen.“

Während dieser Zeit waren Henriette und Georg eingetreten, sie konnten die Unglückliche noch nicht im Gesicht sehen, doch bald drehte sich dieselbe um und Georg, welcher seine Mutter gleich auf den ersten Blick erkannte, verhüllte sein Gesicht an des Bruders Busen, wohin er sich geflüchtet und hauchte kaum hörbar: „Unsere Mutter!“

Obgleich Henriette in dieser Scene eine Fremde war, ahnte sie dennoch den Zusammenhang und Thränen entströmten ihren Augen, da sie den Schmerz der gedemüthigten Mutter ihren Kindern gegenüber

sah und selbst fühlte, wie vernichtend ein solches Wiedersehen für beide Theile sein mußte.

Als Georg sich an Alberts Busen flüchtete, brach die unglückliche Mutter in Thränen aus: „Hätten die Häscher mich doch ins Gefängniß geführt, als daß ich solche Strafe erdulden muß, selbst mein Kind flieht mich, verachtet mich, darf ich aber klagen, darf ich mit dem Schicksal hadern? Nein, diese Demüthigung ist gerecht, denn ich darf keinen Anspruch der Achtung, keinen Anspruch der Liebe an meine Kinder machen, es ist natürlich, daß sich Kinder einer solchen Mutter schämen, ich fühle darin die züchtigende Hand Gottes, ich muß den Kelch bis auf die Hefe leeren. Hätten mich die Häscher doch ins tiefste Gefängniß abgeführt."

Länger konnte sich Georg nicht halten, er stürzte auf seine Mutter zu und, sie umarmend, rief er aus: „Nein, Mutter, ich verachte Dich nicht, ich bin Dir noch immer gut, wenn Du mich auch fortgejagt hast; Du bist arm und ich kann Dir vielleicht helfen, Albert wird Dich gewiß bei uns behalten, damit Du immer bei Deinen Kindern sein kannst."

„Bei meinen Kindern?" fragte befremdend He=

lene, „bei meinen Kindern? Hast Du von Deinem Bruder Albert etwas gehört?“

„Ja, Mutter, Gott führte mich in die Arme des Bruders, ich sollte nicht untergehen; ohne es zu wissen, rettete der Bruder den Bruder vom Verderben.“

„Und wo ist, wo lebt mein Sohn Albert?“

„Kennst Du diesen Herrn denn gar nicht mehr, kannst Du Dich nicht mehr auf Albert besinnen, sieh Dir diesen Herrn doch nur an, kennst Du ihn denn gar nicht?“

Helene sah Albert prüfend an, immer mehr und mehr Aehnlichkeit entdeckend, endlich brach sie, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, unter einem Strom von Thränen in die Worte aus: Ja, Du bist es, Du bist Albert, mein Sohn.“

Gerührt, aber dennoch ernst und streng, sprach Albert zu seiner Mutter: „So müssen wir uns wiederfinden? — Doch weg mit allen Vorwürfen, — Sie sind hart, aber gerecht bestraft, der Himmel hat über Sie verfügt, was Menschen nicht möglich war, Sie zu bessern, hat Gottes Güte gethan. Seien Sie uns willkommen und genießen Sie bei uns Ihre fernern Tage in Frieden, wenn

es Ihnen mit Ihrer Besserung Ernst ist und wenn Sie im Schooße Ihrer Kinder Ihr Leben beschließen wollen."

Henrietten bei der Hand nehmend und dieselbe seiner Mutter vorstellend, fügte er hinzu: „Das ist meine geliebte Frau, Sie werden in ihr eine so liebevolle Tochter finden, als ich in ihr eine zärtliche Gattin gefunden habe."

Mit thränenden Augen und mitleidsvollem Blick reichte Henriette der Mutter ihres Gatten die Hand: „Seien Sie uns herzlich willkommen und wenn Sie in unserer Mitte fortan leben wollen, so finden Sie bei uns gewiß die liebevollste, die herzlichste Aufnahme."

Die Mutter Alberts und Georgs zerfloß fast in Thränen, denn ihre Reue war eine aufrichtige, sie fühlte tief ihre Gesunkenheit, um so schmerzlicher empfand sie das Demüthigende einer so liebevollen Aufnahme, ganz zerknirscht entgegnete sie allen, ohne den Blick zu erheben: „Kinder, Gott straft hart, aber gerecht, wie tief ich in Euren Augen stehen muß, fühle ich jetzt in der ganzen Schwere meiner Vergehungen, Alles, was ich bis jetzt erduldet, Noth, Jammer, Verachtung, Verfolgung, Alles ist nichts

gegen eine Strafe, wie ich sie jetzt erleide, doch Alles, Schmach und Schande will ich verschmerzen, will ich als eine Strafe Gottes ruhig ertragen, wenn ich dadurch mir Eure Verzeihung erflehen kann, wenn ich dadurch die Worte mir von meinen Kindern auswirken kann, die Worte: „„Mutter! Alles sei vergeben, alles sei vergessen!““

Da trat Albert vor seine Mutter und sprach mit feierlichem Ernst: „Sie haben schwer gesündigt, dennoch sei Alles vergeben, Alles vergessen. Hier reichen wir Ihnen die Hände zum Zeichen unserer Versöhnung und empfangen die Ihrige zum Zeichen Ihrer aufrichtigen Reue, Ihrer Besserung.“

Albert reichte seiner Mutter die Hand, welchem Beispiele Henriette und Georg folgten. Die Ceremonie einer Versöhnung zwischen Kindern und einer gefallenen Mutter war eine einfache, aber eine um so mehr ergreifende; selbst das Auge Georgs war von Thränen gefüllt, obgleich er nicht ganz den Ernst dieses Augenblicks verstand. Nach einer Pause ergriff Albert das Wort, sich zu seiner Gattin wendend:

„Damit keine äußerlichen Zeichen der Verirrungen unserer Mutter sichtbar sind, so gieb ihr einstweilen von Deinen Kleidern, was Du entbehren

kannst, morgen werde ich für anständige Kleider sorgen, da ich doch in die Stadt muß, um meine Mutter ganz von ihren Vergehungen zu reinigen."

Henriette entfernte sich mit der wiedergefundenen Mutter, um derselben wenigstens bis morgen mit einem Anzuge auszuhelfen, damit diese ihrer Lumpen und Fetzen entledigt würde. Albert und Georg unterhielten sich noch einige Zeit von ihrer Mutter, namentlich war Georg außerordentlich erfreut, seine Mutter wieder zu haben, trotzdem diese ihn so unmütterlich behandelt hatte. Mittlerweile war die Dämmerung eingetreten und nachdem Albert seine Malergeräthschaften bei Seite gelegt, zündete er Licht an und beide Brüder erwarteten das Abendmahl, welches auch von der umsichtigen Henriette früher bereitet worden war, um die Mutter ihres Gatten zu erquicken."

Das Mahl stand schon bereit, als Henriette ihren Gatten und Georg zum Abendessen rief und unter mancherlei Gesprächen verfloß der Abend; die Familie mehr als gewöhnlich aufgeregt, suchte daher auch früher das Bett und bald lagen die Bewohner des kleinen Häuschens im tiefsten Schlummer.

Der Brief.

Den andern Morgen, es war der 15. Januar 1793, erblicken wir Albert schon ziemlich früh auf dem bekannten Wege nach Paris, versehen mit einem ziemlich umfangreichen Spazierstock, mit welchem er sich, des Anfalls gedenkend, versehen hatte. In Paris angekommen, eilte er sogleich auf das Polizeibureau, die Freiheit seiner Mutter auszuwirken, was ihm auch ohne Schwierigkeit zugestanden wurde, zumal keine Beweise eines von ihr verübten Diebstahls vorhanden waren, sondern nur der Verdacht auf ihr lastete. Wären Beweise eines verübten Diebstahls vorhanden gewesen, so hätte Albert seine Mutter selbst nicht mit den größten Opfern befreien können, denn das Polizeiamt hatte die gemessensten Befehle, mit aller Strenge des Gesetzes gegen derartige Verbrechen zu verfahren.

Albert war sehr froh, daß keine Beweise eines verübten Verbrechens seiner Mutter vorlagen, war es doch für ihn selbst eine Beruhigung, seine Mutter nicht unter die gemeinsten Verbrecher zählen zu dürfen, obgleich er dennoch nicht die moralische Ueberzeugung von der Unschuld seiner Mutter haben konnte, da ihm Georgs Erzählungen einfielen. Doch er gab seine Betrachtungen auf und freute sich der gelungenen Befreiung seiner Mutter, welche er dadurch der tiefsten Erniedrigung, dem Gefängniß entzog.

Da er einmal in Paris war, so durchlief er mehre Straßen, um vielleicht einen Bekannten zu treffen, mit dem er sich über den Zustand der Dinge unterhalten könne. Doch es wollte ihm nicht gelingen, Jemand aufzufinden, er schlenderte gedankenlos durch die Straßen der bewegten Hauptstadt und fast willenlos befand er sich auf dem Boulevard. Mechanisch schlug er den früher oftmals betretenen Weg nach der bekannten Boulevardsschenke ein und erst, als er vor dem dunkeln Hause stand, erwachte er aus seinen Träumereien. Er lachte sich selbst aus, ob seines Instinkts, welcher ihn der fast vergessenen Kneipe zugeführt und trat in dieselbe ein, hoffend, keine Gesellschaft zu finden. Doch er hatte

sich sehr getäuscht, die Stube war, wenn auch nicht drückend voll, doch ziemlich besetzt, denn jeder Tisch der verschiedenen Partheien zählte einige Mitglieder; Albert bemerkte sogar einige neue, welche er von früher her nicht kannte. Er nahm an dem Tische Platz, an welchem seine Collegen stets saßen, die auch zugleich seine Gesinnungsgenossen waren, und wenn sie auch manchmal sich von ihrer Parthei entfernt hatten, so kehrten sie dennoch immer wieder zurück, da die Vertreter der äußersten Linken ihnen doch zu roth waren. Lag es doch so zu sagen in der Natur der Sache, denn ein ächter Künstler kann niemals der Rohheit huldigen, wird er auch manchmal von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen, der wahre Künstler sucht die Schönheit und wer die Schönheit sucht, muß auch Adel der Gesinnung besitzen, welcher Gesinnungsadel bei den hier residirenden Vertretern der Bergparthei nicht zu finden war, weswegen auch die Jünger der Kunst stets zu ihrer Parthei zurückkehrten, zu der Parthei, welche sie hier vertraten, zur Parthei der Gironde. Und wenn auch heute die Geschichte dieser Parthei den Vorwurf der Thatlosigkeit macht, sei es; den Vorwurf der Gemeinheit kann sie ihr nimmer machen, die Umstände

machten sie rathlos und die natürliche Folge der Rathlosigkeit ist stets Thatlosigkeit gewesen.

Als Albert Platz genommen, kam der Garçon, sich nach seinen Befehlen zu erkundigen und bald darauf stand das Bestellte auf dem Tisch, Madam Léon begrüßte den ehemaligen Gast, doch in ein Gespräch ließ sie sich nicht mit ihm ein, ob aus Zeitmangel oder aus andern Ursachen, können wir nicht behaupten.

Der Tisch, an welchem Albert Platz genommen, war der besetzteste, besonders als seit seinem Wegbleiben sich mehre neue Gäste, ebenfalls junge Künstler, eingefunden hatten; Albert verwunderte sich höchlichst, daß am frühen Morgen schon so viel Gäste vorhanden seien, doch das Räthsel ward ihm gelöst. Heute wurde Ludwig Capet, dem ehemaligen König Frankreichs, das Todesurtheil publicirt, dies Ereigniß hatte alle Partheien schon früh versammelt; man besprach dies Ereigniß, man schickte Boten aus, welche die neuesten Nachrichten der Gesellschaft bringen mußten, z. B. wer dem Könige das Todesurtheil verkündete, wie er es aufgenommen und Alles, was sich auf dies Ereigniß bezog.

Albert fuhr unwillkührlich zusammen, als er diese

Nachricht, welche er zwar schon lange vermuthet, dennoch so unerwartet erfuhr, aber nicht er allein war es, dem diese Nachricht unangenehm war, sondern an demselben Tische saßen noch mehre junge Leute, welche das Todesurtheil des Königs betrübte; doch in einer Zeit, wo die königsfeindliche Parthei über alle Partheien gesiegt, wäre es mehr als tollkühn gewesen, sich für den König auszusprechen, da es das eigene unmittelbare Verderben herbeigeführt hätte.

Die rohen Vertreter und Genossen der Bergparthei in dieser Schenke wußten auch recht gut, daß jetzt Niemand ihren Ansichten entgegen sein durfte und bramarbasirten auf eine unausstehliche Art und Weise, sie gingen sogar so weit, die gemäßigte Parthei, zu welcher sich die anwesenden Künstler zählten, zu schmähen. Es wäre am Ende zu Raufereien gekommen, doch Albert verhütete den Zusammenstoß, da die Gegner im Vortheil waren und zu den gemeinsten Mitteln, ihre Feinde zu verderben, die Zuflucht genommen haben würden. Er erklärte den Malern, daß ihre Gegner sie auf jeden Fall des Mangels an Patriotismus angeklagt haben würden und als Anhänger des Könighauses dürfe man heut

zu Tage nicht auf die Nachsicht des Gerichts hoffen, aus diesem Grunde bat er seine Collegen, ruhig zu sein und jeden Conflict zu meiden.

Schon wollte sich Albert entfernen, als zwei neue Gäste seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, diese beiden schienen als Kundschafter ausgesandt zu sein, denn sie erzählten, welchen Eindruck das verkündete Todesurtheil Ludwigs bei den verschiedenen Partheien gemacht habe, sogar hätten sie mehre Mitglieder der gemäßigten Parthei sich gemerkt, welche in diesem Act der Gerechtigkeit einen Gewaltstreich gefunden. Mit abscheulichem Grinsen und höhnischem Gelächter auf die anwesenden Maler fügte der eine noch dieser vorbemerkten Denunciation bei: „Natürlich waren das solche Weiberseelen, welche noch nie Blut gesehen haben und auch keines zu sehen bekommen werden, denn wenn mal ihr eigenes vergossen wird, ist es für sie zu spät, sich dasselbe zu besehen.“

Die Maler konnten sich jetzt kaum halten, doch Albert beruhigte sie und flüsterte ihnen leise zu: „Der Augenblick ist gekommen, wo Ihr Euch rächen könnt, ich werde Euch Gelegenheit geben, denn in den beiden Angekommenen erkenne ich dieselben

wieder, welche mich unlängst im Wäldchen nach meiner Wohnung anfielen, doch von mir tüchtig ausgezahlt wurden und dann die Flucht ergriffen; der Eine davon hat noch den Kopf verbunden."

Albert ging auf den Sprecher zu und redete ihn an: „Bürger, Ihr scheint mir ein tapferer Mann und habt gewiß schon manches Mal Blut fließen sehen, sogar das Eurige, wie die Bandage da anzeigt, wo habt Ihr denn diese Wunde her?"

Der Angeredete erschrack sichtlich, als er Albert erblickte, doch bald hatte er sich gefaßt und seine frühere Frechheit erhielt wieder die Oberhand: „Wo diese Wunde herrührt, wollt Ihr wissen: aus dem Kampfe mit Leuten Eures Gelichters, es war ungefähr vor —"

„Laßt es nur gut sein, die Erzählung schenke ich Euch, da ich den Hergang der Sache kenne, allerdings rührt die Wunde von Leuten meines Gelichters her, denn als Ihr vor ungefähr acht oder zehn Tagen mich im Wäldchen um ein Almosen batet und ich die Hand in die Tasche steckte, um Euch etwas zu geben, überfielt Ihr mich, um mich zu berauben, und bei dieser Gelegenheit erhieltet Ihr

die Wunde von mir, denn vor Strauchdieben fürchte ich mich nicht."

In diesem Augenblicke wollte sich der zweite dieser Vagabonden entfernen, doch Albert bemerkte es, und sogleich auf ihn zuspringend und ihn von der Thür reißend, donnerte er ihm zu: „Nicht von der Stelle, es ist mir lieb, daß ich Euch gefunden, und noch dazu in so guter Gesellschaft, aber fort von hier kommt Ihr unter keiner Bedingung, eins thut mir nur leid, daß ich Euch in's Handwerk pfusche, da ich Euch denunciren muß."

Mit gränzenloser Frechheit trat der Erstere Albert gegenüber: „Da Ihr mir ein ganz honetter Mann scheint, so will ich Euch diesen Scherz vergeben, oder sollte Euch wirklich ein Unfall passirt sein und Ihr in mir einen jener Straßenräuber irrthümlicher Weise zu erkennen glauben, so will ich sogar diese Beleidigung vergessen, aber Ihr müßt augenblicklich auf Euer Ehrenwort das Gesagte widerrufen und mir hier vor Allen eine Ehrenerklärung geben, denn sonst kommt Ihr nicht gut bei dieser Geschichte weg."

Die Ehrenerklärung erlaßt Ihr mir gewiß, denn das ist eine Sache der Unmöglichkeit; man kann

Niemand ehrlich erklären, der es nicht ist, am wenigsten einen Straßenräuber. Euer Erschrecken bei meinem Anblick hat Euch schon verrathen und der Fluchtversuch Eures Spießgesellen verdächtigt Euch selbst den Unpartheiischen, auch habe ich noch Zeugen, die es bekräftigen können, daß Ihr Strauchdiebe seid, darum bitte ich Euch beide, ruhig zu warten, bis Euch die Polizei in ihren väterlichen Schutz nimmt.“ Sich zu seinen Collegen wendend sagte Albert zu diesen: „Einer von Euch gehe schnell aufs Polizeibüreau und mache die Anzeige, daß hier einige Nachtvögel sich gefangen hätten, damit diese gleich abgeholt werden.“

Einer der Maler stürzte sogleich fort, um die Anzeige zu machen; da die beiden Gauner sahen, daß Albert durchaus nicht geneigt war, sie fort zu lassen, machten sie Anstalt, mit Gewalt sich zu entfernen, besonders da sie auf den Schutz und die Hülfe ihrer Parthei rechneten; doch Albert vertrat Ihnen den Weg, stellte sich an die Thüre, und einen der schweren, altmodischen Stühle mit Leichtigkeit in der Luft schwingend, sagte er, mit ruhiger Zuversicht seiner Kraft vertrauend: „Ihr bleibt bis zur Ankunft der Polizei hier, und wer dennoch ver-

suchen sollte, mir feindlich zu nahen, dessen Kopf macht Bekanntschaft mit diesem gewichtigen Stuhle, darum ergebt Euch in Euer Schicksal, Ihr seht, man kennt mich hier und weiß, daß ich in solchen Angelegenheiten keinen Spaß verstehe. Die verlangte Ehrenerklärung hat auch mehr Wirkung, wenn ich sie Euch gerichtlich gebe, darum warten wir, bis die Gerechtigkeit Euch und mich unter ihren schützenden Fittichen fortführt, denn ich habe Euch zu sehr gekränkt und könnte, die Strafe der Ehrenverletzung fürchtend, Euch entwischen."

Jetzt nahm der Advokat, den die Leser schon im ersten Theile kennen gelernt haben, das Wort: „Bürger Albert, Sie haben kein Recht, diese Leute hier fest zu halten, da dieselben des Verbrechens noch nicht überwiesen sind, dessen Sie dieselben anklagen, und Sie setzen sich durch Ihre Handlung großer Verantwortlichkeit aus, denn so bald Sie die beiden Bürger, die einen höchst unbescholtenen Ruf haben, nicht des angeklagten Verbrechens überführen können, so sind Sie der Gefahr einer langwierigen Haft ausgesetzt. Mir kann jedoch Ihre Handlungsweise ganz gleichgültig sein, denn ich habe sogar Vortheil, wenn gesetzwidrige Handlungen begangen

werden, da meine Aufgabe ist, das Recht zu vertheidigen.“

„Aus dem Grunde nehmen Sie sich auch dieser Straßenräuber an, nennen sie sogar Leute mit unbescholtenem Ruf, während dieselben sogar hier als verdächtig angeschrieben stehen, vertheidigen Sie, und das Alles auf Rechnung von Recht und Gesetz? Aufrichtig gesagt, scheint mir sogar Ihr Antheil an dem Schicksal dieser Leute verdächtig, denn Sie kennen diese Sorte von Menschen sehr genau.“

„Bürger Albert, wahren Sie Ihre Zunge, denn Sie haben mich doppelt zu fürchten, ein Prozeß könnte Ihnen viel kosten, da ich so viele Zeugen Ihrer Aussagen hier habe, doch verachte ich ein solches Verfahren, Sie greifen aber durch Ihre Redensarten die Ehrlichkeit der Gesinnung meiner Parthei an, in dieser Beziehung haben Sie Alles zu fürchten; ein Wort von mir und Sie haben meine Freunde sämmtlich gegen sich.“

Ein drohendes Gemurmel erhob sich, welches die beiden Gauner aus allen Kräften unterstützte, denn ihre Freiheit hing von der Niederlage Alberts ab. „Wie wenig ich Sie und Ihren Anhang fürchte,“ entgegnete Albert dem Advokat, „mag Ihnen be=

weisen, daß ich sogar meine Collegen bitte, neutral sich zu verhalten, ich allein halte Euch schon so lange beisammen, bis mir die Polizei Hülfe sendet. Ich bin jetzt nicht wehrlos, wie neulich im Walde, und bewaffnet fürchte ich zehn Buschklepper nicht."

Diese Demonstration bezog der Advokat mit auf sich, er hatte jetzt Gelegenheit, offenen Kampf gegen Albert zu beginnen und dadurch die Freiheit der beiden Gauner zu erwirken, an deren Fortkommen ihm viel gelegen schien, und seinen Anhang anfeuernd, schrie er: „Was soll das heißen: Buschklepper? sind wir Buschklepper? Ein namenloser Farbenklexer wagt es, achtbare Bürger von Paris Buschklepper zu nennen. Das laßt Ihr Euch von einem solchen unbedeutenden Farbenklexer bieten?"

Obgleich das Gemurmel lauter ward, wagte es dennoch Niemand, Albert anzugreifen, welcher mit der größten Ruhe noch immer seine Stellung an der Thür behielt; der aufreizenden Rede des Advokaten setzte er ruhig entgegen: „Achtbare Bürger von Paris können keine Buschklepper und Straßenräuber sein, achtbare Bürger vertheidigen auch nicht dergleichen Gesindel; eins ist mir aber in der Rede des achtbaren Bürgers und Advokaten von Paris

nicht klar, daß er sich meine Worte, die Worte eines unbekannten Farbenklexers so zu Herzen nimmt, ein Mann wie er, ein Mann von Renomé, einer der berüchtigsten Dintenklexer von Paris."

Diese Worte versetzten den Advokaten in solche Wuth, daß er auf Albert losstürzte, welcher ihn jedoch mit einem Stoß vor die Brust mit solcher Gewalt in den Knäuel seines Anhanges zurückwarf, daß mehre bedeutend wankten. Zugleich setzte sich Albert in Vertheidigungsstand, er schwang den Stuhl mit Schnelligkeit in die Höhe und erwartete einen Angriff der aufgeregten und lärmenden Menge, doch es blieb beim Lärmen und Toben; selbst des zurückgeworfenen Advokaten aufreizende Reden konnten keinen Angriff erzielen.

In diesem Augenblick trat der Maler ein, welcher nach der Polizei gelaufen war, mit der Nachricht: „Sie folgen mir auf dem Fuße, sechs Mann und ein Commissair." Kaum hatte der Maler seine Meldung gebracht, als auch schon die Mannschaft anlangte und sogleich eintrat.

Der Commissair sah sich die Gesellschaft an und frug dann: „Wer ist derjenige, welcher Hülfe verlangt hat?"

„Ich habe nach der Polizei geschickt,“ entgegnete Albert, weil ich zufällig in dieser Gesellschaft zwei Individuen getroffen, welche mich vor einigen Tagen in dem Wäldchen vor meiner Wohnung anfielen, doch bei meiner kräftigen Gegenwehr die Flucht ergriffen.“

„Ah, sieh da, Bürger Albert,“ sagte der Commissair im Tone eines Bekannten, „wir kennen uns schon, ich besuchte Sie einmal, als Sie noch in Paris wohnten.“

Albert sah sich den Commissair an und erkannte in ihm denselben, welcher einst auf eine Denunciation hin zur Untersuchung gekommen war.

„Wer sind denn die Angeklagten?“ fuhr der Commissair fort.

„Diese Beiden!“ entgegnete Albert; wobei er die Strauchritter dem Commissair zeigte.

„Zwei Mann!“ rief der Commissair der Mannschaft zu, worauf sogleich zwei Mann vortraten. „Diese Beiden werden sogleich abgeführt!“ Der Commissair sah sich die Kerle an und sagte dann zu ihnen: „Seht mal an, Ihr Burschen, so schnell haben wir Euch wieder, dies Mal sollt Ihr nicht so bald fortkommen. Gut aufpassen!“ rief er noch

einmal der Mannschaft zu, „und nun fort mit der Gesellschaft.“

Die Polizeimannschaft nahm die beiden Vagabonden in die Mitte und entfernte sich eben so ruhig, als sie gekommen.

Der Commissair wandte sich sehr höflich an Albert: „Sie haben wohl die Güte, noch im Laufe des Vormittags auf das Polizeibureau zu kommen, damit Ihre Anklage zu Protokoll genommen werden kann.“

„Ich werde sogleich mit Ihnen gehen, wenn Sie erlauben, damit ich bald der Sache enthoben werde, um nach Hause gehen zu können. Hoffentlich hält das Protokoll nicht lange auf?“

„In einer halben Stunde sind Sie der Sache enthoben, das Verhör wird Ihnen später angezeigt werden.“

Albert nahm von seinen Freunden Abschied und ging dann mit dem Commissair ab. Eine Stunde später sehen wir ihn seiner Wohnung zueilen.

Als Albert in seine Wohnung trat, eilte ihm Henriette entgegen: „Albert, ein Brief von unsern Eltern ist angekommen, ich habe ihn noch nicht ge-

öffnet, ich wollte die Freude nicht ohne Dich genießen."

„Nun, so wollen wir ihn gleich öffnen, hoffentlich enthält er gute Nachrichten."

Der Brief war vom Vater Henriettens geschrieben und enthielt die Versicherungen des besten Befindens, des glücklichen Gedeihens aller Unternehmungen und der innigen Freude des wiedererlangten Besitzes der Meierei. Dem Briefe war der Wunsch beigefügt, daß Albert und Henriette bald nach der Provence kommen möchten, wenn es irgend möglich sei, besonders da Alberts Ankunft sehr erwünscht wäre, weil sich manches ereignet hätte, was für Albert von bedeutender Wichtigkeit sei, aber nicht dem Briefe anvertraut werden könnte. Die Eltern sähen daher der Ankunft ihrer lieben Kinder so bald als möglich entgegen, da dieselben außerordentliche Freude erwartete, doch müßte Alles noch geheim gehalten werden.

Als der Brief gelesen war, fragte Albert seine Gattin: Nun, Henriette, möchtest Du wohl wieder in Deine Heimath? Hast Du noch keine Sehnsucht gehabt, zu Deinen Eltern zurückzukehren?"

Henriette fiel ihrem Gatten um den Hals und

sagte: „Gewiß würde ich recht glücklich sein, wenn wir Alle beisammen sein könnten, aber Deine Kunst macht Dir den Aufenthalt in Paris wünschenswerth, und gern bleibe ich da, wo Du bist, ich habe jetzt keine andere Heimath, als die Deinige.“

„Theures Weib, Deine Anhänglichkeit, Deine Liebe soll belohnt werden, Deinen stillen Wunsch, mit den Eltern vereint zu leben, will ich erfüllen, denn der Aufenthalt in Paris wird mir mit jedem Tage widerwärtiger; ich hoffe, daß ich Dir bald die Freude machen kann, Dir den Tag anzuzeigen, der uns in die Arme der theuren Eltern führen soll. Gern käme ich dem Wunsche unserer Eltern nach und packte gleich zusammen, denn Bestellungen habe ich genug, aber eines hält mich noch zurück, was ich Dir bis jetzt verschwiegen habe, um Deine Aengstlichkeit nicht rege zu machen; doch jetzt kann, jetzt darf ich es Dir nicht länger verschweigen, da es Dir doch bekannt werden würde. Es betrifft nämlich noch ein oder mehre Verhöre, wegen deren Abhaltung ich nicht augenblicklich abreisen kann.“

„Einige Verhöre? Mein Gott, schon wieder vor dem Gericht, wir haben kaum den Vater aus dem Gefängniß und nun am Ende —“

Beruhige Dich, theure Henriette," unterbrach Albert die Aengstliche, „es ist nichts, gar nichts, nur das einzige Unangenehme dabei ist, daß ich einige Zeit noch in Paris verweilen muß, doch bald, hoffe ich, ist die Geschichte beendigt."

Nun erzählte Albert seiner Gattin den Hergang des bis jetzt ihr verschwiegenen Anfalls und auch den Ausgang dieser Geschichte, wobei natürlich Henriette oft wieder in ihre Aengstlichkeit verfiel, doch im Ganzen war sie beruhigt, besonders als sie vernahm, daß die beiden Vagabonden in Gewahrsam seien.

„Aber warum gehst Du denn in die Boulevardsschenke," nahm Henriette wieder das Wort, „Du hast dort einmal Feinde —"

„Aber auch Freunde, wäre ich nicht dorthin gegangen, so liefen diese beiden Spitzbuben noch umher und wer weiß, ob sie nicht noch einmal einen Versuch gemacht hätten, mich auszuzahlen, jetzt bin ich sicher, diese Beiden sind im Gefängniß und der andern Sippschaft habe ich Respekt eingeflößt."

„Nun, Gott sei Dank, Du bist errettet, und diesmal hat Dein Besuch in der Schenke sogar et-

was genützt, dennoch bitte ich Dich, geh nicht mehr dorthin, versprich es mir."

„Wenn es Dich beruhigen kann, so gebe ich Dir dies Versprechen sehr gern, denn absichtlich bin ich sogar heute nicht hingegangen, mein Schicksal hat mich hingeführt. Willenlos kam ich auf den Boulevard und ich möchte sagen, instinktartig ward ich dorthin geführt, denn als ich vor dem schwarzen Hause stand, mußte ich über mich selbst lachen, daß ich so ganz ohne Absicht an diesen Ort geführt worden war."

Henriette gedachte des Mittagsmahls und erschrocken eilte sie davon mit den Worten: „Jetzt bist Du selbst Schuld, wenn das Essen verdorben ist, Du hast mich so lange abgehalten, Du darfst daher auch nicht schelten, wenn Dir heute das Essen nicht schmeckt."

„Geh nur, Du weißt doch, daß mir Alles schmeckt, was Du mir reichst."

Henriette eilte in die Küche, Albert ertheilte seinen Gedanken Audienz, denn es war ihm in kurzer Zeit viel, sehr viel begegnet und stand ihm noch Manches bevor.

Die Unterredung.

Einige Tage später finden wir Albert im eifrigen Gespräch mit seiner Mutter, welche gar nicht aus dem Erstaunen herauskommen konnte über Alberts Erzählung vom Richter, welcher jetzt Küster bei den Bernhardinern war. Helene glaubte nämlich nichts Anderes, als der Richter sei von jener Horde getödtet worden, da sie selbst so eilig als möglich sich der Wuth der Rächer, wie sich jene Banden oft nannten, entzogen, und daher nichts von des Richters Schicksal erfahren hatte; was sie von Albert erfuhr, war ihr natürlich neu und unverhofft, sogar unangenehm, denn obschon sie die Absicht gehabt, ihrem Sohn Albert ihre ganze Verworfenheit zu entdecken, war es ihr fürchterlich, daß Albert schon davon unterrichtet war.

„Mein Vater," setzte Albert diese Unterredung

mit seiner Mutter fort, „wird wahrscheinlich noch am Leben sein, um ihn aufzufinden habe ich Alles aufgeboten, und hoffe ihn wiederzusehen, er wird Ihnen gewiß vergeben und ich freue mich der Stunde, wo wir Alle vereint sind, vereint nach so viel Leid und so viel Kummer."

„Nein, Albert, so edel Du auch denkst, so kann ich dennoch nicht darein willigen, meine Verworfenheit, deren ich mich vor Gott, vor dem Gatten, vor Dir anklagen muß, ist so groß, daß ich den Anblick Deines Vaters nicht ertragen könnte; nie, nimmermehr werde ich meinem schändlich mißhandelten Gatten vor die Augen treten, und so gern ich meine Tage in der Mitte meiner glücklichen Kinder verlebt hätte, so kann, so darf ich es nicht. Würde Dein Vater nicht bei meinem Anblick allen Schmerz, alle Kränkung wieder erwachen fühlen, so bald er mich, sein treuloses, verrätherisches Weib sähe? Würde mein Anblick nicht jede seiner Freuden vergällen, wenn ich ihm entgegenträte? Müßte er nicht selbst Dich verfluchen bei meinem Anblick als die Frucht, die seine schändliche Gattin unter ihrem treulosen Herzen trug? — Nein, Albert, Deine Absicht ist edel, Deine kindliche Liebe thut

mir wohl, aber ich bin ihrer nicht werth. Der Richter hat mir ein Vermögen ausgesetzt, das will ich dazu verwenden, mir ein Asyl zu erkaufen, wo ich ruhig leben, wo ich einst, so Gott will, selig sterben kann. Geld ist der Schlüssel, der alle Herzen schließt, das Asyl, welches ich mir ausgewählt, würde mir bei meinem geführten Lebenswandel verschlossen bleiben, doch durch das mir vermachte Vermögen des Richters hoffe ich Aufnahme zu finden, Du sollst sie mir verschaffen. Vermache dem Kloster der barmherzigen Schwestern mein Vermögen mit der Bedingung, daß sie mich in ihren Orden aufnehmen, dort will ich leben und meine noch übrigen Tage der leidenden Menschheit widmen, damit mir einst Gott barmherzig sei. Ist Dein Vater noch am Leben, so sag' ihm, daß ich mich gebessert, sag' ihm von meiner Reue, und wenn er dann der schuldigen Gattin vergiebt, dann schreib es mir und ich werde einst ruhig meine Augen schließen. Aber ich vermag nicht, dem schändlich betrogenen Gatten unter die Augen zu treten, sein Anblick würde mich vernichten, noch weniger vermöchte ich, in seiner Nähe zu leben, selbst wenn er mir meine Schuld vergeben, wenn er mir meine Missethat verzeihen

würde. Er hat gelitten durch mich und leidet vielleicht noch; findet er nun endlich noch sein Glück im Arme seines Sohnes, so will ich es ihm nicht durch meinen Anblick vergällen, gern blieb ich bei Euch, aber meine Verbannung aus Eurer Mitte sei die Strafe für meine Vergehungen, und durch diese harte Sühnung hoffe ich mir Gottes Gnade zu erwerben, hoffe des Gatten, der Kinder Verzeihung zu erhalten!"

„Mutter, übereilen Sie sich nicht mit Ihrem Entschluß, geben Sie der Kirche Ihr Vermögen, Ihren Eid, dann sind Sie ewig gebunden, und wer weiß, ob Sie dann nicht einen Schritt bereuen, den Sie in der Aufregung und Uebereilung gethan haben."

„Ich erkenne Dein gutes Herz an, aber dennoch kann ich nicht anders handeln. Dieser Schritt ist nicht übereilt, sondern reiflich überlegt, schon seit mehren Tagen gehe ich mit diesem Plane um und habe mich geprüft, ob ich auch stark genug bin, alles zu erdulden, alles zu ertragen, und warum sollte ich nicht, habe ich doch mehr erduldet, mehr ertragen, als ein Weib ertragen kann, und nur um der Sünde zu fröhnen, warum sollte ich nicht des

Guten wegen auch ertragen, erdulden können? Ich bin fest entschlossen, mich in den Orden der barmherzigen Schwestern aufnehmen zu lassen, denn nur Thaten, nicht die Buße allein kann mich von meinen Sünden erlösen. Darum, mein Sohn, erzeige mir noch die Gnade, ehe Ihr abreist, und besorge mir die Aufnahme; Deiner Fürsprache und meinem Vermögen wird es gelingen, mir die Aufnahme zu erleichtern und zu gewinnen."

„Nun, bis dahin ist noch lange Zeit, bis dahin ändern Sie doch noch am Ende Ihren Entschluß und bleiben bei uns, bei Ihren Kindern."

„Bei meinen Kindern würde ich bleiben, Ihr habt mir vergeben, Ihr würdet auch vergessen lernen, doch der Gatte, der gekränkte, betrogene, mißhandelte Gatte, könnte dieser je vergessen? — Und wenn er auch vergeben hätte, mein Anblick müßte ihm stets seine Schmach, seine Schande ins Gedächtniß zurückrufen, der Anblick seines schändlichen Weibes müßte ihn unglücklich machen und der Anblick des unglücklichen Vaters, müßte der Euch nicht betrüben? Mein Entschluß steht fest, lange genug habe ich Euer Glück getrübt, darum will ich jetzt

Alles aufbieten, Eurem neu erblühenden Glück nicht hindernd in den Weg zu treten."

Albert wollte noch mehr der Mutter festem Willen entgegensetzen, als Henriette eintrat; sogleich unterrichtete sie Albert von seiner Mutter Vorsatz und beide vereinigten ihre Bitten, dieselbe umzustimmen, doch all ihr Zureden war vergebens, der Mutter Vorsatz war zu fest, nichts brachte sie davon ab.

Um dem zudringlichen Bitten der Kinder Einhalt zu thun, brachte die Mutter das Gespräch auf einen andern Gegenstand und mied selbst alles, was vielleicht auf das frühere Gespräch Einfluß haben konnte, und bald war der Mutter Absicht erreicht; man sprach über Tagesneuigkeiten, über die spätere Abreise, sogar über Politik, welches letztere ein Gegenstand war, den Albert nicht gern berührte.

Das Verhör.

Eine Zuschrift des Gerichts war die Ursache, weswegen Albert heute so früh mit Georg nach Paris eilte, letzterer war sogar in der Zuschrift besonders erwähnt, da Albert in Begleitung seines Bruders angefallen worden war. Bald hatten die Brüder Paris erreicht und eilten auf den nächsten Wegen nach der Abtheilung der Polizei, woselbst die von Albert angeklagten Verbrecher aufbewahrt wurden, denn Albert wollte nicht gern den ganzen Tag in Paris zubringen, und da er wußte, daß ein solches Verhör sich manchmal in die Länge zieht, war er schon so früh aufgebrochen.

Kaum waren Albert und Georg im Polizeigebäude eingetreten, als sie auch schon angemeldet und gleich darauf eingelassen wurden. Der Verhörrichter, ein Mann in den funfziger Jahren, empfing die

Brüder sehr freundlich und nach der ersten Begrüßung wandte er sich mit der Frage in halb amtlichem, halb freundlichem Tone an Georg: „Kennst Du die beiden Männer, welche Dich und Deinen Bruder anfielen, so genau, daß Du dieselben beim ersten Anblick wieder erkennen würdest?"

„Den der mich gehalten hat und schlagen wollte, den kenne ich ganz genau, den andern jedoch konnte ich mir nicht besehen, da mein Bruder ihn in den Graben schleuderte und mir zu Hülfe eilte."

„Gut, mein Sohn, ich werde Dir die angeblichen Leute bringen, sieh Dir aber dieselben genau an, damit Du keinen Unschuldigen angiebst, denn Beiden droht eine schwere Strafe."

Der Verhörrichter klingelte, aus einem Nebenzimmer trat ein Diener ein, der Erstere sprach heimlich mit diesem, worauf sich derselbe entfernte und in kurzer Zeit mit den beiden Verbrechern eintrat, dieselben ganz nahe an Albert und Georg vorbeiführte. Georg hatte die eingeführten Verbrecher nicht beachtet, doch als sie ganz nahe bei ihm vorbeigeführt wurden und er in dem einen Denjenigen erkannte, welcher ihn gehalten hatte, fuhr er unwillkührlich zusammen und schmiegte sich fest an

Albert an. Der Verhörrichter hatte dies Alles mit angesehen und war moralisch von der Schuld der beiden Verbrecher überzeugt, doch durfte ihm eine solche Ueberzeugung nicht genügen, aus diesem Grunde eröffnete er das Verhör, indem er sich an Georg mit der Frage wandte: „Kennst Du einen dieser beiden Leute, mein Sohn?“ Georg wagte nicht vorzutreten, doch der Verhörrichter ermuthigte ihn: „Fürchte Dich nicht, tritt näher und sieh Dir diese Männer recht genau an und sage mir, ob Du schon einmal einen davon gesehen hast.“

Georg zeigte ängstlich auf den einen, welcher ohne Bandage eintrat: „Diesen habe ich gesehen, denn dieser hatte mich an jenem Abend gepackt und wollte mich schlagen, wenn mein Bruder nicht früh genug mir zu Hülfe eilte.“

Kennst Du nicht auch den Andern, welcher die Binde um den Kopf trägt?“

„Das kann ich nicht genau bestimmen, ich glaube, es ist der, welcher nach meinem Bruder schlug, doch kann ich es nicht behaupten, weil er sich heute den Kopf verbunden hat.“

„Daß aber der ohne Binde Dich gehalten, weißt Du sicher?“

„Ja!“ antwortete Georg mit großer Bestimmtheit.

„Was bewog Euch dazu,“ wandte der Verhörrichter sich an die Angeklagten, auf offener Straße einen Anfall zu begehen?“

„Wir wissen ja gar nicht, um was es sich eigentlich hier handelt,“ entgegnete der eine Verbrecher mit der Binde, „Sie fragen uns jetzt, was uns zu einem Straßenanfall bewog, aber gegen wen dieser gerichtet gewesen sein soll, haben Sie uns noch nicht mitgetheilt.“

„Durch diese Antwort machst Du Dich des Leugnens eines überwiesenen Verbrechens schuldig und erhöhst Dir selbst Deine Strafe. Daß Dich dieser Bürger eines straßenräuberischen Anfalls auf seine und seines Bruders Person bezüchtigt, weißt Du, da er selbst Dich arretiren ließ, also bist Du von Seiten des Gerichts schon einer Lüge überwiesen. Du hast ferner lügenhafte Aussagen gemacht, indem Deine Angaben, wo Ihr Euch an jenem Tage um die angegebene Zeit umhergetrieben, sich als falsch erwiesen und Du nicht angeben kannst, was Ihr in dieser Zeit gethan, wo Ihr gewesen. Deine Freiheit hast Du schon verwirkt,

und wenn Du nicht gestehst, so bleibst Du auf ungewisse Zeit auf Verdacht des Verbrechens im Gefängniß, diese unbestimmte Zeit kann aber leicht die Zeit der Strafe übersteigen. Ich frage Dich daher noch einmal: Was bewog Euch zu jenem Anfall gegen die Brüder Albert?"

Der Verbrecher gab gar keine Antwort, sondern sah tückisch zur Erde, während der Andere, unentschlossen und verlegen, nicht wußte, was er beginnen sollte.

Der Verhörrichter wandte sich jetzt an den andern Verbrecher: „Du bist sogar durch zwei Zeugen des Verbrechens beschuldigt, Leugnen hilft nichts, ein offenes Geständniß kann Dir aber Deine Strafe mildern, besonders da Du nur der Mithülfe angeklagt bist und selbst noch nichts begangen hast, was Dich zum gravirten Verbrecher macht. Ich frage Dich daher: „Bist Du des angeklagten Verbrechens, einen Anfall auf diese beiden Personen beabsichtigt zu haben, geständig?"

Der Verbrecher machte eine lange Pause, endlich entgegnete er: „Allerdings haben wir an jenem Nachmittag auf dem Wege nach Paris die Beiden

angehalten, aber nicht in der Absicht, dieselben zu berauben, sondern —"

„Sondern nur, um uns etwas schenken zu lassen!" fiel der andere Verbrecher schnell ein.

„Aha!" nahm der Verhörrichter das Wort, „Du bist ja auf einmal recht geschmeidig geworden, treibt man denn aber Almosen mit Knüppeln ein? Doch jetzt schweigst Du, bis Du gefragt wirst, sonst laß ich Dich hinausbringen; nun," wandte er sich wieder an den ersten, „fahre fort in Deinem Geständniß, Ihr habt den Anfall nicht in der Absicht begangen, zu rauben, sondern —"

„Sondern, sondern wir sind — man hat uns zu diesem Anfall beredet, wir sollten dafür bezahlt werden."

„Und wer hat Euch dafür bezahlt?"

„Wir sollten dafür bezahlt werden, doch die Absicht, den Bürger Albert tüchtig auszuzahlen, wurde durch die energische Gegenwehr desselben vereitelt und wir mußten die Flucht ergreifen."

„Wer hat Euch zu diesem Anfall gedungen?"

„Der Advokat, welcher stets in der Boulevardsschenke sich aufhält."

Der Verhörrichter winkte dem Diener, welcher

die beiden Vagabonden eingeführt hatte, sprach wiederum heimlich mit demselben, worauf sich dieser entfernte, in kurzer Zeit jedoch wieder eintrat. Der Verhörrichter hatte ruhig das Verhör fortgesetzt, indem er denjenigen, welcher das Verbrechen eingestanden, weiter fragte: „Worin sollte das sogenannte „tüchtig ausbezahlen" bestehen?"

„Wir sollten den Bürger Albert tüchtig durchprügeln, der Art, daß er liegen bleiben sollte."

„Also Ihr solltet denselben todtschlagen?"

„Nein, nur prügeln!"

„Wenn Ihr nun aber denselben unabsichtlich todtgeschlagen hättet, dann wäre Euer Contract mit dem Advokaten auch ungültig gewesen, wie jetzt, da Ihr Eure Pflicht nicht ausführen konntet."

„Nein, dann hätten wir dennoch unser Geld bekommen."

„Gut, jetzt weiß ich genug, um Euer Verbrechen gesetzlich bestrafen zu können; Ihr kommt dabei noch ziemlich gut weg, weil Ihr dasselbe nicht ausgeführt habt, eine absichtliche Tödtung der angefallenen Personen nicht vorliegt und Ihr durch Geldversprechungen dazu verlockt seid. Ihr könnt durch offenes Zugeständniß des beabsichtigten Ver-

brechens Eure Strafe mildern, darum beantwortet mir meine Fragen ohne Bedingungen mit „Ja" und „Nein!" — Habt Ihr einen Anfall auf die Personen des Bürgers Albert und dessen Bruder Georg am genannten Tage versucht?

Beide Verbrecher antworteten mit einem lauten „Ja!"

„Habt Ihr bei diesem beabsichtigten Anfall eine Beraubung der Angegriffenen beabsichtigt?"

„Nein!"

„Seid Ihr im Stande, Eure Aussagen zu beschwören?"

„Ja!"

„Wollt Ihr beschwören, daß der genannte Advokat Euch zu diesem Verbrechen gedungen hat?"

„Ja!"

„Ihr seid also Beide des angeklagten Verbrechens geständig?"

Wiederum ertönte ein übereinstimmendes „Ja" aus Beider Kehlen.

„So können wir das Verhör vorläufig beenden und das Zeugniß des Bürgers Albert, so wie das des minderjährigen Bruders desselben, als wahr und gut anerkennen. Ihr könnt jetzt wieder zurückge-

führt werden, bis der Advokat aufgefunden und zur Gerichtsstelle geschafft ist. Was Sie betrifft, Bürger Albert, Sie werden auf jeden Fall nicht wieder verlangt werden und sind ebenfalls entlassen, sollten Sie jedoch eine Wohnungsveränderung vornehmen, oder eine Ortsveränderung beabsichtigen, so sind Sie gehalten, uns eine Anzeige davon zukommen zu lassen, damit wir Ihnen das Resultat mittheilen können, auch sind Sie gehalten, zu erscheinen, wenn vielleicht noch ein Verhör nothwendig werden sollte, sofern der Advokat sich in einer oder der andern Sache auf Sie berufen sollte, was jedoch nicht anzunehmen ist, da diese Beiden gleichlautend in Ihrer Anklage gegen denselben aufgetreten sind."

Albert und Georg wollten sich entfernen, als der Advokat angemeldet wurde, welcher auch sogleich auf des Verhörrichters Befehl eintreten mußte.

Mit ungeheurer Frechheit trat derselbe ein, grüßte frei den Verhörrichter und nickte sogar Albert als einen alten Bekannten zu, welcher jedoch den Gruß nicht erwiederte; noch ehe der Verhörrichter ein Wort an den Advokaten richten konnte, ergriff dieser das Wort, sehr entrüstet scheinend: „Man hat mich auf

Ihren Befehl arretirt, ohne mir jedoch den Grund einer solchen Maßregel mitzutheilen, ich bin daher sehr begierig, zu erfahren, was das Gericht zu einer solchen Maßnahme berechtigt, mache Sie sogar für alle Folgen verantwortlich, da ich jedenfalls eine Klage gegen den Ausfertiger dieser Verhaftung mir vorbehalte."

„Ich kann Ihnen in dieser Hinsicht nur beistimmen," entgegnete der Verhörrichter, „muß Ihnen aber bemerken, daß Sie nicht zur Anklage geholt worden sind, sondern Ihrer Vertheidigung wegen, da Sie selbst eines schweren Verbrechens angeklagt sind. Beantworten Sie mir daher erst einige Fragen, die ich dem Verhör vorausschicken muß und die, so zu sagen, die Einleitung machen: Kennen Sie diesen jungen Mann?" fragte er den Advokaten, auf Albert zeigend.

„Allerdings kenne ich denselben, er ist ein tüchtiger Künstler, und wenn ich denselben auch nicht zu meinen Freunden zählen darf, da wir politische Gegner sind, so ist er doch einer meiner Bekannten, den ich schätze und achte."

„Kennen Sie auch diese Leute?" fuhr der Ver-

hörrichter fragend fort, indem er auf die Verbrecher deutete.

Der Advokat sah sich diese an, dann erwiederte er im Tone des Nachdenkens: „Ach ja, wenn ich nicht irre, habe ich diese auch einige Mal gesehen, ich glaube sogar einmal in Bürger Alberts Gegenwart. Richtig, es sind dieselben, welche Bürger Albert eines Straßenanfalls auf seine Person beschuldigte; ja wohl, ich entsinne mich dessen."

„Und auch wohl dessen," nahm Albert das Wort, nachdem er dem Verhörrichter einen Blick zugeworfen, den dieser verstanden, „daß Sie dieselben sehr warm gegen meine Anklage vertheidigten, sich auf den unbescholtenen Lebenswandel der beiden jetzt überführten Verbrecher beziehend; eine solche warme Vertheidigung setzt längere Bekanntschaft voraus, vorzüglich wenn man die Vertheidigung so weit ausdehnt, seinen Gegner durch schlagende Beweise überzeugen zu wollen."

„Richtig, auch jener Vertheidigung dieser beiden Leute entsinne ich mich jetzt, aber Sie legen dieser Vertheidigung falsche Motive unter, ich vertheidigte dieselben nur aus dem Grunde, weil mir eine solche Anklage aus Irrthum entstanden schien und ich nicht

glauben konnte und mochte, daß unter anständigen Leuten sich Vagabonden und Verbrecher befinden sollten; daß ich vielleicht zu weit ging, brachte Ihr Benehmen gegen mich mit sich, doch das ist ja Nebensache, gehört nicht hierher und ist von mir längst vergessen."

„So unwichtig Ihnen dieser Gegenstand scheint," fiel der Verhörrichter hier ein, „so wichtig ist dieser Gegenstand für mich, da er mir Aufschluß über manches geben wird. Sie scheinen absichtlich sich der Bekanntschaft dieser Leute nicht erinnern zu wollen und wahrhaftig haben Sie Grund, sich wenigstens nicht dieser Bekanntschaft zu rühmen. Dennoch muß ich Sie der Bekanntschaft dieser Leute bezüchtigen, da dieselben Ihre Ankläger sind und ihre Anklage auf eine nähere Bekanntschaft hindeutet. Sie sind von diesen Leuten angeklagt, dieselben zu einem Straßenanfall gegen den Bürger Albert aufgefordert und denselben Geldversprechungen im Fall des Gelingens gemacht zu haben. Bürger Alberts Aussage widerspricht der Angabe eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Ihnen und ihm und giebt dadurch der Aussage der beiden Kläger mehr Gewicht. Auch spricht Ihr Benehmen den Klägern gegenüber nach

einer zugegebenen und sogar warmen Vertheidigung derselben nicht zu Ihren Gunsten, Sie sind also in die Nothwendigkeit versetzt, sich über alle Punkte zu vertheidigen, der erste Punkt aber mag der sein, Ihre angegebene Bekanntschaft des Bürgers Albert zu beweisen."

„Diese Beweisführung könnte mir nur durch feindseliges Gegenübertreten genannten Bürgers erschwert werden, ich führe in dieser Beziehung unsere längere Bekanntschaft an, die nur durch den erwähnten Streit etwas gestört worden ist."

„Außerdem schon mehrmals in der Art gestört wurde," ergänzte Albert, „daß es beinahe zu Thätlichkeiten gekommen sein würde, wenn Sie und Ihre Parthei nicht meine Kraft gefürchtet hätten; also ein freundschaftliches Verhältniß hat zwischen uns nie stattgefunden, da ich ein solches stets gemieden und mir dadurch eher Ihre Feindschaft als Ihre Freundschaft zugezogen habe."

„Dieser Beweis ist Ihnen nicht gelungen, Bürger Albert sagt sich los von Ihrer Bekanntschaft und ist daher derselbe bei einem weitern Verhöre nicht unbedingt nothwendig; Sie haben sich nun noch ge-

gen die Anklage der Beiden zu vertheidigen, doch entlassen wir erst Bürger Albert und dessen Bruder."

Albert und Georg empfahlen sich dem Verhörrichter und entfernten sich aus dem Saale, eilten dann so schnell als möglich ihrer Wohnung zu, da bereits der Mittag im Anzuge war und Henriette sich gewiß wieder sehr ängstigte wegen des langen Ausbleibens. Endlich hatten beide die Wohnung erreicht, wo sie erst noch ein Verhör Henriettes aushalten mußten, da diese natürlich auch den Hergang, den Verlauf sehr ausführlich verlangte, welchem Verlangen denn auch Albert willig Gewähr leistete, da er seiner Gattin diese Genugthuung schuldig zu sein glaubte, indem er ihr die frühern Vorgänge stets verschwiegen hatte. Die Mutter Alberts und Georgs bereitete während dem alles zum Mittagstisch vor und so bald alles in Ordnung, rief sie zum Essen; daß natürlich das heutige Tischgespräch sich nur um das Verhör drehte, bedarf wohl keiner besondern Bekräftigung. Albert fand in diesem Vorgang eine Aufforderung mehr, Paris so bald als möglich zu verlassen, was auch Henriette sehnlich wünschte, da ein längerer Aufenthalt sie nur mehr und mehr für das Leben ihres Alberts zittern machte.

Der 21. Januar 1793.

Was alle Herzen der Anhänger des Königshauses mit Furcht und Grauen erfüllte, war endlich zur Wahrheit geworden, die Verurtheilung des Königs sollte heute vollzogen werden, bis heute gab es noch Royalisten, welche eine Aenderung des Schicksals des unglücklichen Königs hofften, doch jetzt mußte alle Hoffnung schwinden, denn der 21. Januar sollte verwirklichen, was man nur für Befürchtuug hielt.

Schon vom früheſten Morgen an durchwogte eine unzählbare Menschenmenge die Straßen von Paris, besonders gedrängt waren die Straßen vom Temple nach dem Richtplatz hin, der Richtplatz selbst war mehre Stunden vor dem Anfang des grauenvollen Schauspiels mit einer unübersehbaren Masse von Neugierigen, aber auch Verehrern des Königs angefüllt, und wenn erstere nur des seltenen Schauspiels wegen

sich dort versammelt hatten, so hatten sich letztere aus wirklicher Anhänglichkeit an Ludwig XVI. daselbst versammelt und hielten diesen Gang für einen Act der Pietät gegen den unglücklichen, bedauernswerthen Fürsten.

Nach acht Uhr ging schon der Zug vom Temple weg, welcher Ludwig XVI. zum Tode führte, und erst gegen zehn Uhr langte der Zug auf dem Richtplatze an, denn die Menschenmasse war so groß, daß selbst die Cavallerie, welche Ludwig XVI. umgab, sich nur schrittweise vorwärts bewegen konnte. Der König stieg aus dem Wagen, festen Schrittes trat er die Stufen hinan und stellte sich dann an die Brüstung des Blutgerüstes, um eine Anrede an das Volk, seine ehemaligen Unterthanen, zu halten, doch es waren die Vorkehrungen so getroffen, daß die versammelte Menge durch eine Rede ihres ehemaligen Königs nicht zum Mitleid bewegt werden konnte, da von einem Volke wie die Franzosen leicht eine Sinnesänderung zu erwarten gewesen, denn als Ludwig XVI. Exkönig der Franzosen seine letzten Worte an die Nation richtete, konnten nur die Anfangsworte verstanden werden, die Tambours wirbelten und übertönten Ludwigs letzte Worte. Er ward zur

Guillotine geführt und eine Minute später war der König der Franzosen — eine Leiche.

Der Scharfrichter zeigte der Menge das blutige Haupt des Königs, doch wie einst das Schweigen bei des Königs Rückkehr von der Flucht eine Lehre für diesen war, so konnte man auch dies Schweigen für eine Lehre für diejenigen halten, welche diese Katastrophe herbeigeführt hatten. Die Menge war ernst und ruhig, nur einzelne Stimmen wurden hörbar, doch fanden die einzelnen Rufe keinen Anklang, die Nation richtete durch ihr Schweigen die Richter des Königs, welcher gefallen war, nicht der Nothwendigkeit zum Opfer, sondern der Willkühr einiger Fanatiker. Zehn Uhr zehn Minuten zeigte die Uhr, als der König der Franzosen unter dem Mordbeil der Revolution endete, ein Fürst, der würdig gewesen wäre, ein besseres Ende zu nehmen, denn er war einer der besten von Frankreichs Königen zu nennen; eine Schwäche hätte er nicht haben müssen, und Frankreich wäre unter seiner Regierung glücklich zu nennen gewesen, doch sein Mangel an Energie führte ihn in den Tod, Frankreich an den Rand des Untergangs. — —

Die Menge, welche den Richtplatz, die demsel-

den nächstliegenden Straßen füllte, verlief sich nach und nach langsam, und obschon selten so viel Menschen beisammen gewesen, fielen dennoch keine Ungehörigkeiten vor; wenn auch nur der Bürger Ludwig Capet verurtheilt worden war, der größte Theil der Menge fühlte in diesem Augenblick dennoch, daß König Ludwig XVI. auf dem Schaffot geendet, manche Thräne floß dem unglücklichen Fürsten, man sah selbst Thränen in den Augen derjenigen glänzen, welche Ludwigs Tod verlangt hatten, war auch die Guillotine in der letzten Zeit fast zum gleichgültigsten Gegenstand geworden, so war sie jetzt doch im Ansehen gestiegen, denn des Königs Haupt hatte unter ihrem Messer gelegen.

Auch Albert war unter der versammelten Menge und als sein Wohlthäter Ludwig XVI. sein Haupt beugte, um den Todesstreich zu empfangen, da betete Albert inbrünstig zum Himmel empor, heiße Thränen entströmten seinen Augen, er vermochte nicht hinzusehen und der leise Ausruf der Menge, ein zurückgedrängtes „Ach" gab ihm die Kunde, daß der Streich geschehen war. Er verbarg sein Gesicht unter der Mütze, um die Thränen zu verbergen, doch viele Augen waren feucht, viele Thränen flossen, Dank-

barkeit weinte sie dem Fürsten, und wohl dem Fürsten, dem solche Thränen fließen.

Mit großer Mühe arbeitete sich Albert durch den Strom, um in eine weniger belebte Straße zu gelangen, doch es schien, als seien heute alle Straßen doppelt bewohnt, überall gleicher Drang und so viel sich auch Albert mühte, das Thor zu erreichen, so gelangte er doch erst in der zwölften Stunde an dasselbe und endlich in's Freie. Hier im Freien ward es ihm erst wohler, er durfte hier ungestört seine Thränen fließen lassen und mit tiefer Rührung gedachte er seines unglücklichen Wohlthäters und sandte nochmals ein Gebet zum Herrn für Ludwigs Seelenheil.

Endlich kam er an das kleine, liebe Haus, welches all sein Glück verschloß, doch heute konnte es ihn nicht erfreun, lag es doch in der unmittelbarsten Nähe von Paris, und hätte er jetzt nicht die geringste Aussicht gehabt, Paris mit einem andern Aufenthalte zu vertauschen, so wäre er dennoch nicht länger in Paris geblieben, denn die Hauptstadt war ihm jetzt verhaßt, sie hatte seinen Wohlthäter gemordet. Er trat in das Häuschen ein, seine Gattin kam ihm stumm und mit thränenden Augen

entgegen, eine lange, innige Umarmung war die einzige Demonstration, welche beide Gatten sich gegenseitig von ihren Gefühlen geben konnten, denn beide fühlten gleich groß für Ludwig XVI.

Stumm traten sie ein in das trauliche Stübchen, doch Albert fand es heute zum ersten Male zu eng, es war ihm selbst nicht wohl in der Umgebung seiner Lieben.

Die Mutter der Brüder empfing Albert ebenfalls herzlich, denn auch sie fühlte, wie nahe das unglückliche Ende des Königs dem Herzen ihres Sohnes gehen mußte; selbst Georg umschlang schluchzend den Bruder, wenn gleich er nicht ganz dessen gerechten Schmerz begriff. Das war eine Familie, welche innig den Tod Ludwig XVI. betrauerte, wie viele Familien jedoch in dem großen Frankreich um ihren Wohlthäter weinten, war nicht zu ermitteln, denn die königliche Familie, und besonders Ludwig, theilte Wohlthaten in Nah und Fern aus, sein Andenken ward gesegnet durch ganz Frankreich.

Nachdem die Familie sich ausgeweint, rief Helene zum Essen, doch die kleine Tischgesellschaft schien heute ein Todtenmahl zu halten, es wurde nur wenig gesprochen, Albert war der einzige, der mit-

unter ein Wort sprach, welches gewöhnlich auf eine baldige Abreise von Paris hindeutete, da er es durchaus nicht länger in der Hauptstadt aushalten konnte und mochte, wo ihn Alles an Ludwig XVI., seines Wohlthäters trauriges Ende erinnerte.

Die Aufnahme in's Kloster.

Noch an demselben Nachmittag ließ Albert seine Mutter zu sich in seine Arbeitsstube kommen und nahm noch einmal mit derselben über ihren Entschluß, in den Orden der barmherzigen Schwestern zu treten, Rücksprache, indem er sie bei ihrem Eintritt gleich die Ursache des folgenden Gesprächs ahnen ließ.

„Liebe Mutter, ich ließ Sie zu mir kommen, um mich noch einmal zu erkundigen, ob es noch Ihr fester Wille sei, uns zu verlassen und ein Kloster zum künftigen Aufenthalt zu wählen; ich ließ Sie zu mir kommen, um Ihnen noch einmal das Schreckliche des Klosterlebens, gegenüber den Freuden in unserer Mitte, recht vor die Seele zu führen, damit Sie sich so entscheiden mögen, daß keine spätere Reue Ihrer Wahl folgt."

„Ich erkenne Deine Liebe, die Du einer Mutter schenkst, welche dieselbe nicht verdient, an, dennoch aber steht meine Wahl fest, unerschütterlich fest; meine Lebenszeit, die mir noch übrig, widme ich guten Werken, und diesen Vorsatz auszuführen, scheint mir das Kloster der barmherzigen Schwestern am geeignetsten; wenn Du also mir dort ein Asyl erwirken kannst, so handelst Du als guter Sohn und meine besten Wünsche sollen Dich stets begleiten.“

„Ihrer Aufnahme steht durchaus nichts entgegen, ich habe alle Nachfragen deshalb gethan, nichts ist weiter nöthig, als daß Sie sich einmal der Aebtissin vorstellen, welche dann entscheidet, ob Sie sich überhaupt zur Aufnahme eignen, denn diese selbst, eine sehr würdige Dame, hat mich darauf aufmerksam gemacht, welch schwerer Beruf Ihrer harrt, wenn Sie aufgenommen sind. Glauben Sie nicht, daß es eine leichte Aufgabe ist, bei Nacht und Graus hinaus zu müssen, um einer Kranken Pflege angedeihen zu lassen; glauben Sie nicht, daß das Amt einer Pflegerin der Kranken ein leichtes, ein angenehmes sei, es ist sogar mit Lebensgefahr verbunden, denn schon manche der barmherzigen Schwestern wurde ein Raub des Todes in Ausübung ih-

res edlen Berufs und starb denselben Tod, den die Kranke, die sie pflegte, ihrem Körper eingeimpft. Ich stelle Ihnen dies Alles noch einmal vor, denn nach der Aufnahme ins Kloster ist ein Rücktritt nicht mehr möglich; auch halte ich es für meine besondere Pflicht, da mich alle Umstände nöthigen, Paris bald zu verlassen. Ist es also Ihr fester, unabänderlicher Entschluß, sich nur dem Dienste des Herrn und der Hülfe der leidenden Menschheit zu widmen, so kann ich nichts dagegen haben, meine Pflicht, Ihnen Alles vorzustellen, habe ich erfüllt, und ich hoffe daher, daß Sie meine Eile, mit welcher ich meine Abreise von Paris betreibe, gewiß nicht vom falschen Standpunkte aus betrachten, der Aufenthalt in Paris wird mir mit jedem Tage unerträglicher, aber mehr wie Alles bestimmt mich ein Brief meiner Schwiegereltern zur schnellen Abreise. Steht daher Ihr Wille fest, so können wir noch heute der Aebtissin des Klosters der barmherzigen Schwestern unsere Aufwartung machen, nach welcher Sie sich dann entscheiden können, was Sie zu thun beabsichtigen werden."

„So, mein Sohn, so ist es recht, jetzt erkenne ich Deine Liebe zu mir ganz, Du hast meinen

Wunsch erfüllt, dennoch aber räthst Du mir zum angenehmern Aufenthalte in Eurer Mitte, nimm meinen Dank für Dein edles Benehmen. Aber um keine Zeit zu verlieren, wollen wir sogleich nach Paris, ich will nur einen Mantel umnehmen, damit ich mich der Aebtissin anständig vorstellen kann."

Helene eilte fort und nach einigen Minuten kehrte sie zurück in Begleitung Henriettens und ihres Sohnes Georg; alle Bemühungen, sie von ihrem gefaßten Entschluß abzubringen, scheiterten an ihrem festen Charakter, selbst die Thränen Georgs vermochten nicht, sie andern Sinnes zu machen. Sie trieb Albert selbst zur Eile an und bald wanderten Mutter und Sohn der Stadt zu, wo sie sich, so bald sie darin angelangt waren, sogleich nach dem Kloster der barmherzigen Schwestern begaben.

Nach vorhergegangener Anmeldung empfing die Aebtissin des Klosters die Ankömmlinge sehr freundlich und Albert, erfreut über den herzlichen Empfang, stellte derselben seine Mutter als die angemeldete Novize vor, jedoch ohne beizufügen, daß er deren Sohn sei.

„Hochwürdige Frau Aebtissin, ich stelle Ihnen hier diejenige Person vor, welche sich unter Ihren

Schutz begeben will; diese Frau hat unverdient und wohl auch mitunter verdient des Lebens Bitterkeiten empfunden, den letzten ihr noch vergönnten Theil ihres Lebens will sie nun dem Dienste des Herrn widmen, ihre begangenen Fehler durch einen frommen und für die Menschheit nützlichen Lebenswandel sühnen."

„Meine Tochter," nahm die Aebtissin mit Würde das Wort, „es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn der Mensch erst einmal einsieht, daß er gesündigt, denn nur nach solcher Einsicht kann eine Besserung erfolgen, ich verlange Dir keine Beichte ab, aber wie groß auch Deine Fehler gewesen, durch Buße und Besserung kann man sich Gott wieder gefällig machen, ohne eine solche Sühnung sich aufzuerlegen, als Du den Vorsatz hast. Glaube mir, wenn Du erst hier im Kloster bist, so wirst Du manchmal den Schritt bereuen; denn das beschwerlichste Amt wartet Deiner als Novize, und oft wirst du dann wünschen, nie in dies Haus eingetreten zu sein, aber dann sind Deine Klagen zu spät, denn wenn Du erst eingekleidet, darf ich Dich nicht wieder entlassen, und keine Macht der Erde kann Dich uns entreißen, es müßte Dich denn der heilige Vater

selbst dispensiren. Daher bedenke wohl den Schritt, den Du zu thun Willens bist."

„Ehrwürdige, hohe Frau," entgegnete Helene mit einem Ton, aus welchem sich entnehmen ließ, daß ihre Standhaftigkeit nicht erschüttert war, „ich habe reiflich mir Alles überlegt und ob mich auch außerhalb des Klosters noch Freuden erwarten dürften, so wähle ich dennoch freiwillig den schweren Beruf, Gott wird mir Kraft verleihen, denselben bis an's Ende meines Lebens zu erfüllen."

„Wenn Deine Worte nicht aus einem überreizten Gemüth entspringen, so darf man Dir genug Kraft und Stärke zutrauen, um dem beschwerlichen Stand einer Novize im Probejahr die Spitze zu bieten; ist es demnach Dein Wille und kannst Du frei über Dich verfügen, so bist Du in unsern Mauern willkommen und Du kannst das Probejahr zu jeder Zeit antreten."

„Dann habe ich einen Wunsch, den Sie, hochwürdige Frau, mir nicht abschlagen mögen, da die Erfüllung desselben mich von einem schmerzlichen Abschied befreit, nämlich den Wunsch, mich sogleich aufzunehmen. Dieser junge Mann, der mir theuer und werth ist, wird die Billigkeit dieses Wunsches

einsehen und mir seine Zustimmung nicht versagen. Auch hoffe ich, daß es meinen Lieben gestattet sein wird, vor ihrer Abreise von Paris mich noch einmal zu besuchen, der Abschied hier in diesen stillen Mauern wird mir dann weniger schwer fallen, als draußen in dem lauten Getümmel der Welt."

Albert hatte seit seiner Anrede an die Aebtissin geschwiegen, doch jetzt erwiederte er seiner Mutter auf ihre Rede äußerst gerührt: „Ihre Gründe, welche Sie zu dieser Eile antreiben, kann ich nur billigen, obgleich es mir unendlich leid thut, ohne Sie nach Paris zurückzukehren, doch wenn die hochwürdige Frau Aebtissin Ihren Wunsch erfüllen will, daß Sie jetzt gleich in diesen Mauern bleiben dürfen, so wird die hohe Frau uns auch gestatten, noch einmal vor unserer Abreise einen Besuch hier zu machen, der zugleich als Abschied gelten muß."

„Unsere Gesetze sind nicht so streng, Sie können zu jeder Zeit hier in unser Kloster Eintritt erlangen, eben so, wie die Schwestern zu jeder Tageszeit auch ausgehen können und eine strenge Controle nicht eher über ein Mitglied unseres Ordens geführt wird, als es sich selbst durch mehre Vergehen diese Aufsicht zuzieht. Sind nun sogar beson-

dere Familienereignisse geschehen, so wird ein Besuch von uns gern erlaubt, Sie dürfen daher zu jeder Zeit kommen, um Abschied von Ihrer Verwandtin zu nehmen, das Kloster öffnet Ihnen und Ihrer Familie zu jeder Zeit seine Pforte."

„So kann und darf ich nichts mehr aufbieten, um die Gesinnungen der mir theuern Person zu erschüttern, ihr freier Wille ist ihr geblieben, ihre Wahl war dies Kloster, Alles habe ich versucht, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, doch umsonst, und wie fest ihr Wille, beweist ihr jetziger Entschluß, nicht wieder nach Paris zurückzukehren, sondern mit der Welt abzuschließen."

„Da es nicht Uebereilung ist, was Dich in unsere Mitte treibt, so gewähre ich Dir Deine Bitte, Du kannst im Kloster bleiben, ich werde Dir Deine Wohnung anweisen lassen; Sie, mein Herr, mache ich noch einmal darauf aufmerksam, daß Ihr Besuch uns zu jeder Zeit willkommen ist. Noch muß ich unserer ersten Unterredung gedenken, wo Sie mich aufmerksam machten, auf das Vermögen Ihrer Verwandtin, welches dieselbe dem Kloster für die Aufnahme vermachen wollte, ein solches Geschenk kann ich aber für das Kloster nicht eher

in Empfang nehmen, bis das Probejahr zu Ende ist und die Novize dann den Eid ablegt, hier zu bleiben; bis zu jener Zeit verwalten Sie das Vermögen und erhalten Sie der Novize das Geld, im Fall ihre Gesinnungen sich während des Probejahres ändern sollten."

Albert staunte über die Uneigennützigkeit der Aebtissin, welche zum Besten der Novize das Geld in seinen Händen ließ, damit diese bei einer Aenderung der Gesinnung noch einen Zehrpfennig für die spätern Lebenstage haben sollte. Seine Achtung stieg daher um ein Bedeutendes, denn eine Frau von solchen Grundsätzen, so glaubte er, würde natürlich das unangenehme Loos der ihr Anvertrauten so viel als möglich erleichtern, er wurde daher auch weit ruhiger und sah dem Augenblick der ersten Trennung von seiner Mutter mit mehr Fassung entgegen.

Da nun nichts mehr zu erörtern war, so ergriff Helene Alberts Hand und küßte ihn auf die Stirn: „Leb wohl, mein theurer Sohn, grüße Alle von mir und sage Ihnen, daß ich hier gut aufgehoben sei; unter dem Schutze dieser hochwürdigen Frau werde ich nicht ermüden in der Ausübung meiner

Pflichten, ihr Trost, ihre Zusprache wird mich stärken, wenn ich ja einmal ermatten sollte. — Ehe Ihr Paris verlaßt, hoffe ich Euch noch einmal zu sehen, die bittere Stunde der Trennung werde ich hier eher ertragen, hier wo der Friede das Herz stärkt. Und nun nimm meinen Segen, Gott geleite Dich überall, meine besten Wünsche folgen Euch nach, freudig werde ich Alles ertragen, wenn ich Euch glücklich weiß, und so wie ich Euch jeden Abend, jeden Morgen in mein Gebet einschließen werde, so betet auch für meine Seele."

Albert umschlang stumm seine Mutter, in diesem Augenblicke hatte er Alles, Alles vergessen, was diese ihm, seinem Bruder und seinem Vater Uebles gethan, er hielt nur die liebende Mutter in seinen Armen, endlich riß er sich von ihr los, drückte der ehrwürdigen Aebtissin dankbar die Hände und eilte hinaus, ohne ein Wort zu sprechen, sein Gefühl hatte ihn zu sehr übermannt.

Gedankenvoll drängte er sich durch das Getümmel der Hauptstraßen und erreichte endlich das Thor; im Freien ward es ihm wohl, denn hier konnte er ungestört seinen Gedanken nachhängen; er schlenderte

langsam nach Hause und erreichte sein Häuschen erst bei einbrechender Nacht.

Henriette und Georg erwarteten längst Albert und seine Mutter, und es begann Henriettens Herz schon ängstlich zu klopfen, als endlich Albert, jedoch ohne seine Mutter eintrat; ein Unglück vermuthend, frug Henriette hastig nach der Mutter, doch Alberts Erzählung, daß Helene gleich im Kloster geblieben, beruhigte die Gattin, nicht so den Bruder, Helenens Sohn, denn Georg war außer sich, daß er seine Mutter nicht mehr bei sich haben sollte, er weinte bitterlich über diesen Verlust und Albert sah erst jetzt recht deutlich der Mutter Vorsicht ein, denn diesem kindlichen Schmerze Georgs hätte sie wahrscheinlich nicht widerstanden und ihr großer Entschluß, der Welt in dem Augenblicke zu entsagen, wo ihr ein ruhiges und sogar heiteres Leben winkte, wäre nicht zur Ausführung gekommen.

Nach vieler Mühe gelang es endlich Albert, seinen Bruder zu besänftigen, jedoch nur unter der Bedingung, so lange sie noch in Paris blieben, täglich seine Mutter besuchen zu dürfen. Albert versprach es ihm, da er in wenig Tagen abzureisen

beschlossen und diese Tage über hoffte er von der freundlichen und würdigen Aebtissin die Erlaubniß schon zu erwirken, täglich ein Stündchen im Kloster bei der Novize Helene zubringen zu dürfen, da der Besuch dann für immer aufhörte.

Der Abschied von Paris.

Einige Tage nach Helenen's Aufnahme im Kloster der barmherzigen Schwestern sehen wir schon am Morgen die ganze Familie des Malers auf dem Wege nach Paris, der Grund dieses frühen Aufbruchs lag in der auf den andern Tag festgesetzten Abreise, der heutige Tag ward daher zum Abschied bestimmt.

Hatten auch Albert und seine Gattin diesen Tag der Abreise sehnlichst erwünscht, so wurde der heutige Tag beiden dennoch bitterer, als sie geglaubt; Henriette fühlte sich zwar durch den süßen Trost gestärkt, bald in die Arme ihrer theuern Eltern zu kehren, dennoch erlitt sie ebenfalls denselben Schmerz, den ihr Gatte ihr zu verschweigen suchte. Auch Georgs Thränen ergriffen die gefühlvolle Henriette mächtig, sie faßte ganz des Knaben traurige Lage, kaum der

Mutter wieder gegeben, sollte er sie auch schon zum zweiten Male verlassen, sie fühlte tief den Schmerz des armen Knaben und nur mit Mühe unterdrückte sie ihre Thränen.

So zog die kleine Caravane stumm der bewegten, nimmer rastenden Hauptstadt zu, um derselben Adieu zn sagen. Kurz, ehe die Abschiednehmenden sie erreicht hatten, begann Albert seinen Plan der Gattin mitzutheilen, wie er für das Beste hielt, die Wege einzutheilen: „Wir gehen jetzt gleich zu unserm freundlichen, liebevollen Arzt, um dem Abschied zu sagen, denn er würde es für sehr undankbar halten müssen, wollten wir ihn ohne Abschied verlassen. Dann nehmen wir einen Wagen, um nach dem Kloster der Bernhardiner zu fahren. Georg muß seinen Vater doch noch einmal sehen, bevor er Paris verläßt und dann — dann gehen wir den schwersten Gang, in's Kloster der barmherzigen Schwestern, zu unserer Mutter."

Mit diesem Vorschlag waren die Gattin und der Bruder einverstanden; so bald alle Drei die Stadt erreicht hatten, wandten sie sich zunächst nach des Arztes Wohnung, fanden denselben auch noch in seiner Behausung und nach kurzem aber herzlichem Ab-

schied eilten sie fort, da sie noch viel bittere Gänge zu thun hatten. Vor dem Hause angekommen, eilte Albert fort, um einen Wagen für den Vormittag zu miethen und kam bald darauf mit einem solchen zurückgefahren. Nachdem sich alle eingesetzt, ließ Albert den Kutscher nach dem Kloster der Bernhardiner fahren und im Trabe ging es durch die belebten Straßen nach dem genannten Kloster. An demselben angelangt, hielt der Kutscher still und die Familie des Malers stieg aus; Albert ließ den Kutscher warten, that dann einige Schläge an der Klopforte, welche, so bald der Pförtner die Einlaß Begehrenden inspicirt hatte, geöffnet wurde.

Albert frug den Pförtner, ob nicht der Küster Bruder Legrande zu sprechen sei, worauf der Pförtner sogleich ohne zu antworten eine Glocke zog und dann erst dem Fragenden die Antwort gab: „Bruder Legrande wird gleich hier sein." Nach diesen wenigen Worten ließ der Pförtner die Eingetretenen allein und begab sich wieder in seine Klause, um seinen Dienst zu versehen.

Nach wenig Minuten hörte man den festen Tritt eines Mannes, woraus man jedoch nicht auf einen Bruder Bernhardin's schließen konnte, dennoch machte

Albert auf die Ankunft des ehemaligen Richters und Georgs Vater aufmerksam, und er hatte sich nicht getäuscht, denn aus einer Seitenhalle trat eine lange Gestalt, mit festem Schritt kam sie auf die Harrenden zu und Georg erkannte unter der Kapuze des Richters, seines Vaters gelbes, markirtes Antlitz.

Auf Henriette mochte der Ankommende keinen guten Eindruck gemacht haben, denn sie drängte sich mehr und mehr an Albert an, welcher ihre Angst bemerkend, den Küster als einen alten Bekannten vorstellte, etwas Näherrs zu äußern, wäre unvorsichtig gewesen, da im Kloster jedes Wort belauscht werden konnte; und dann war es auch unnöthig, da Henriette die Geschichte dieses Mannes theilweise kannte.

Bruder Legrande, wie sich jetzt Duval, der ehemalige Richter nannte, lud die Gesellschaft ein, ihm in die Zelle des ehrwürdigen Paters, den die Leser schon kennen, zu folgen, da dieser die Geschichte Legrandes kannte und sie daher in dessen Gegenwart unbelauscht über alles sprechen durften, was sie in Legrande's Zelle nicht so ungescheut hätten wagen können, indem dieser noch unter der allgemeinen Auf-

sicht stand und dem klösterlichen Spionirsystem noch sehr unterworfen war.

Durch verschiedene halbdunkle Gänge gelangten sie endlich in des ehrwürdigen Paters ziemlich freundliche Zelle, denn es herrschte im Kloster das Anciennitätsrecht, so daß dieser durch seine vielen Jahre, welche er in diesem Kloster zugebracht, sich endlich eines der freundlichsten Zimmer erworben hatte.

Der ehrwürdige Mann war eben beschäftigt mit Lesen eines alten Folianten, welchen er jedoch sogleich zuschlug, als der Besuch eintrat und empfing diesen sehr freundlich, besonders als er in Georg den Knaben erkannte, welchem er vor Kurzem das heilige Abendmahl gereicht hatte. Er stand auf und begrüßte die Eintretenden mit den Worten: „Friede sei mit Euch! — Was führt meiner Klause solchen unerwarteten Besuch zu, sogar ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, welches noch nie diesen Boden betreten haben mag, ich meine diese junge Dame.“

Albert entgegnete dem Alten freundlich: „In dieser Dame stelle ich Ihnen meine Gattin vor, die Nothwendigkeit mag entschuldigen, daß ich dadurch am Ende gegen Ihre Klostergesetze handle, doch da mein heutiger Besuch vielleicht der letzte ist,

den ich Ihnen machen kann, so brachte ich meine Gattin mit, daß auch diese Ihnen Abschied sagen möge.“

Ist Ihr Plan, Paris zu verlassen, so schnell zur Reife gediehen? — Kommen Sie schon, um Abschied zu nehmen? — Nun, wie Sie sich am Besten stellen können; jeder Mensch muß selbst wissen, was ihm am zuträglichsten. Können Sie als Künstler Paris meiden, so glaube ich sogar, daß Sie dadurch nur gewinnen können, denn das vergnügungssüchtige und in der letzten Zeit sogar demoralisirte Paris kann einem Menschen mit so tiefem Gefühl, wie Ihnen, kein angenehmer Aufenthaltsort sein. Ich bin nun leider gezwungen, meine Tage in diesem Sodom und Gomorrha zu beschließen, könnte ich jedoch frei über mich verfügen, so würde ich gern mir einen andern Aufenthaltsort erwählen, denn es ist für mich ein trostloser Anblick, daß durch diese politischen Wirren sich sogar unser Stand hat hinreißen lassen, daß sogar Priester, welche nur Frieden predigen sollen, von der Kanzel herab Worte der Aufreizung, Worte der Empörung schleudern, daß natürlich von solch heiligem Orte herab diese Worte doppelten Eindruck auf eine im Wahn be-

fangene Menge machen müssen, ist nicht zu verkennen, aber wehe denen, die aus Egoismus das wahnbethörte Volk zum Blutvergießen reizen, das Blut der Erschlagenen schreit um Rache und Gottes Arm wird die Schuldigen erreichen."

„Hätten alle Priester ihre Sendung so erfüllt, wie Sie, ehrwürdiger Vater, dann würde Paris nicht zum Schauplatz unerhörter Frevel und Greuelthaten geworden sein, die Geschichte würde nicht gezwungen sein, Frankreichs großer Nation den scheußlichsten Mord, die entehrendsten Verbrechen aufzubürden."

„Junger Mann, lassen Sie uns darüber schweigen, wir stehen nicht auf dem Standpunkte, über die Erhebung eines Volkes zu urtheilen, welches vielen Grund zu dieser Erhebung hatte. Wenn Jahrhunderte verflossen, dann werden unpartheiische Männer erst im Stande sein, über unsere verhängnißvolle Zeit zu urtheilen, dann werden diese manches durch die Umstände gerechtfertigt finden, was wir auf unserm jetzigen Standpunkt lieblos verdammen. — Doch wir vertiefen uns hier in Politik und ich vergesse ganz, meinen Besuch so gut als

möglich zu placiren. Ich sage absichtlich so gut als möglich, denn gut ist es mir eben nicht möglich.“

Bruder Legrande wollte sich entfernen, um noch einige Schemel zum Sitzen aufzutreiben, doch die zum Besuch Gekommenen ließen ihn nicht fort, Albert wußte sogar gleich Rath zu schaffen, indem er sich nebst seiner Gattin auf's Lager des ehrwürdigen Paters sitzend niederließ: „Sie sehen, ehrwürdiger Vater, daß die Künstler sich stets zu helfen wissen, hier sitzen wir eben so gut, als auf einem Sopha, Sie müssen uns aber entschuldigen, daß wir so ungenirt von Allem Besitz nehmen, doch da unser Besuch nur ein kurzer sein soll, so wünschen wir nicht, daß Sie erst incommodirt würden. Jetzt habe ich nun noch Einiges mit Legrande zu sprechen, dann wollen wir gleich wieder aufbrechen, da uns noch mancher Weg übrig bleibt.“

Der alte Pater wollte sich entfernen, um die Familie allein in der Abschiedsstunde zu lassen, doch Albert ließ ihn nicht gehen, sondern ihn zurückhaltend, sagte er: „Was ich noch mit Bruder Legrande zu verhandeln habe, dürfen auch Sie, verehrter Herr Pater, hören, denn Sie wissen bereits Alles und wir haben vor Ihnen kein Geheimniß

mehr, darum bitte ich, bleiben Sie, ich ehre und achte Sie, gleich einem Vater, deswegen habe ich auch so viel Zutrauen zu Ihnen, um Sie zum Mitwisser meiner Geheimnisse zu machen. — Nun, lieber Legrande, zu Ihnen: seit meinem letzten Besuch hat sich manches geändert, unsere Mutter Helene hat sich entschlossen, ins Kloster der barmherzigen Schwestern zu gehen und ist bereits in demselben; das Geld, welches Sie ihr vermacht haben, ist in meinen Händen, die Aebtissin überläßt mir das Geld und Helenen die Vollmacht über dasselbe; will Helene nach Jahresfrist noch im Kloster bleiben und dann demselben das Vermögen vermachen, so wird die Aebtissin das Geld für das Kloster annehmen, doch jetzt unter keiner Bedingung, da Helene in Jahresfrist andern Sinnes werden könnte und nachher ohne Existenzmittel sei. Gegen so rechtliche Ansichten läßt sich natürlich nicht streiten, und so ist das Vermögen Helenen's noch in meinen Händen. Mit dem übrigen, mir zur Verwaltung von Ihnen übergebenen Vermögen werde ich nach Ihrem Wunsche verfahren, doch darüber lassen Sie uns jetzt schweigen. Ich glaube übrigens, Ihnen durch diese Mittheilung eine große Freude gemacht zu haben,

denn jetzt sind Sie vor Helenens Rache sicher, wären aber die Umstände nicht so gekommen und hätte Helene uns nicht gefunden, so mußten Sie stets unter Angst und Beben die Straße betreten, in der Voraussetzung, einmal derselben zu begegnen, und dies Erkennen wäre dann gewiß kein erfreuliches geworden."

„Aus alle dem sehe ich," entgegnete Bruder Legrande, „daß Gott gnädig und langmüthig mit dem reuigen Sünder verfährt, und unter Leitung dieses ehrwürdigen Greises, den mir Gott zur Seite gegeben, hoffe ich durch gute Werke Vergebung meiner Sünden zu finden, hoffe ich, einst selig zu werden. Ein großer Trost ist es mir schon, daß Sie, lieber Herr, mir vergeben haben und nicht ohne Abschied von mir gehen, ein Trost für mich, daß Georg, mein Sohn, noch einmal zu mir kommt. Auch an Dir, mein lieber Sohn, habe ich mich vergangen, denn meine Vaterpflichten habe ich vernachlässigt, leicht hättest Du der Verführung erliegen können und Deine Seele wäre einst von mir gefordert worden. Auch bei Ihnen, Madame, muß ich um Verzeihung bitten, da Sie, die Gattin Alberts, durch Ihres Gatten Kränkung auch mittelbar von mir ge-

kränkt worden sind; doch das gute Herz des Herrn Albert verleugnet sich nicht, und um mir den Trost, Dir ist verziehen worden, im vollsten Maaße zu gewähren, hat er noch einmal vor seiner Abreise Sie alle zu mir geführt.“

„Da wir Ihre aufrichtige Reue sehen und eine Besserung Ihres Lebenswandels zu erwarten steht, so vergebe ich Ihnen nochmals von ganzem Herzen und versichere Sie zugleich von meiner Gattin freundlicher Gesinnung. Meines Bruders Gesinnung ist eben so wie die unsere, eine freundliche, und wenn er nicht vollkommen kindliche Liebe zu Ihnen, als seinem Vater, hegt, so sind Sie selbst an diesem Mangel schuld, da Georg in Ihnen nie den Vater vermuthen durfte.“

Bruder Legrande zog jetzt, das erste Mal in seinem Leben, Georg, seinen Sohn, an die väterliche Brust: „An Dir, mein Sohn, habe ich mich schwer vergangen, doch Du wirst Deines Vaters Schuld nicht vermehren durch Vergeltung, sondern Du wirst ihm verzeihen; ein ruchloser Vater war ich Dir, als ich Dich ganz besitzen konnte, jetzt, wo ich nicht einmal der Welt verkünden darf, welch einen Sohn ich in Dir habe, jetzt, wo wir uns

trennen müssen, vielleicht für immer, jetzt lernst Du erst den liebenden Vater kennen, und daß ich Dir ein liebender Vater geworden bin, mögen Dir die Thränen in meinen Augen beweisen, in den Augen, die seit meinen Kinderjahren nicht das Wohlthuende der Thränen empfunden haben."

Georg umschlang des Vaters Hals, Freudenthränen vergießend; zum ersten Male in seinem Leben durfte er die süßen Worte: „Mein lieber Vater!" aussprechen, verstand er auch noch nicht ganz den tiefen Sinn dieser Worte, so fühlte er aber doch in diesem Augenblicke, wie selig dem Kinde beim Wiederfinden der Eltern sei.

Während sich Vater und Sohn umfaßt hielten, erhob sich der ehrwürdige Pater von seinem Schemel und hielt segnend die Hände über beide: „Liebet einander, so sprach einst der Heiland, liebet einander, vergebt euren Feinden, thut wohl denen, die euch fluchen; so rufe ich Euch mit den Worten des Erlösers zu, und Dir, mein Sohn, der Du Dich noch vor Kurzem am Rande des Grabes befandest, Dir rufe ich noch besonders zu: Ehre Vater und Mutter, auf daß Dir's wohlgehe auf Erden. Du hast heute den Vater kennen ge-

lernt, zum ersten Male hat Dein Herz an dem seinigen geschlagen, um dieser Stunde willen vergieb, was er Dir Leides Jahre lang gethan und der Segen des Himmels wird Dir sicher sein."

Albert ergriff die Gelegenheit des feierlich ernsten Augenblicks und nahm das Wort, auf den baldigen Abschied hindeutend: „Wie außerordentlich nahe mir auch diese Stunde geht, so muß ich dennoch als Störer des schönsten, des heiligsten Gefühles auftreten und Vater und Sohn in dem Augenblicke trennen, in welchem sie sich gefunden haben. Ich begreife ganz die Wonne des Wiederfindens, doch unsere Zeit ist kostbar, ist gemessen, darum hoffe ich, auf Entschuldigung rechnen zu dürfen, wenn ich an die Scheidestunde mahne. Auch mir steht ein eben so herber Augenblick bevor, denn die Mutter, kaum gefunden, muß ich auch wieder verlassen."

Georg und Bruder Legrande lagen sich noch in den Armen, doch die Worte Alberts erweckten sie aus ihrem Freudentaumel, noch einmal umschlangen sich beide, dann drückte der Vater dem Sohne einen Kuß auf die Stirn und ein Händedruck von Albert und dessen Gattin war der ganze Abschied, dennoch

durfte man ihn einen ernsteren nennen, als wenn tausend Thränen geflossen wären.

Der ehrwürdige Pater hieß Legrande in der Zelle zurückbleiben, damit kein Wort, keine Miene verrathen möchte, welches Schauspiel hier vorgegangen; diese Vorsicht des Paters war sehr gut zu nennen, denn diejenigen, welche noch Banden an die Außenwelt fesselten, wurden einer strengen und äußerst lästigen Controle unterworfen, um nun keinen Anlaß zu dieser fatalen Aufsicht über Legrande zu geben, begleitete der ehrwürdige Pater des Künstlers Familie selbst hinunter, denn ihm, dem vieljährigen Bewohner des Klosters hielt man manches zu Gute, was am Ende einem jüngern Bewohner des Klosters unter keiner Bedingung gestattet worden wäre.

Als nun alle unten im Klosterhofe angelangt waren, reichten Albert, dessen Gattin und Bruder dem sie begleitenden Pater noch einmal die Hand und traten durch die geöffnete Pforte hinaus auf die Straße. Der Kutscher hielt noch vor der Thür und alle drei stiegen ein, der Kutscher schlug nach Alberts Anordnung den Weg nach dem Kloster der barmherzigen Schwestern ein.

Bald erreichten sie das genannte Kloster und Al-

bert bezahlte jetzt dem Kutscher seinen Lohn, damit dieser nicht noch einmal warten solle. So bald sich Albert am Fenster des Pförtners gezeigt hatte, wurde die Pforte geöffnet und alle Drei traten in den ziemlich geräumigen Klosterhof ein. Albert ließ Gattin und Bruder beim Pförtner eintreten, er selbst ging zur Aebtissin, um diese zu ersuchen, der Schwester Helene den letzten Besuch von ihm, seiner Gattin und Bruder zu gestatten und bat die Aebtissin, eine Ausnahme von der Regel zu machen, dies letzte Gespräch ohne Zeugen abhalten zu dürfen.

Die Aebtissin gewährte Albert ohne Weiteres seine Bitte und gab einer anwesenden Schwester den Befehl, die drei Personen der Schwester Helene zuzuführen. Albert dankte der frenndlichen Aebtissin herzlich für die Gewährung dieser Bitte und sprang hinunter, um Henriette und Georg zu holen; die Schwester, welche von der Aebtissin angewiesen war, führte die Fremden eine Treppe höher, dann einen langen Gang und zeigte denselben eine der letzten Thüren als den Eingang zu Helenens Zelle, worauf sie sich entfernte.

Albert klopfte an die Thür und auf das von Innen ertönende „Herein!" öffnete er dieselbe und

trat mit Henriette und Georg in die kleine, aber äußerst freundliche und reinliche Zelle Helenens.

Helene beschäftigte sich eben mit Verfertigen von Binden und Bandagen für die sehr stark besetzten Hospitäler der Hauptstadt, denn die Revolution hatte manchen Krüppel geschaffen, als Albert eintrat; mit einem freudigen Ausruf warf sie die Näherei bei Seite und eilte den Ankommenden entgegen.

„Das ist schön, daß Ihr endlich einmal Alle zusammen kommt, doch," setzte sie mit traurigem Tone hinzu, „ich glaube, dieser Besuch soll der letzte sein?"

„Sie haben sich nicht getäuscht, liebe Mutter, unser heutiger Besuch ist unser letzter, denn morgen früh reisen wir nach der Provence, da mir ein längerer Aufenthalt in Paris ganz unmöglich wird, seit man meinen Wohlthäter der Wuth einiger fanatisirten Köpfe geopfert hat, Paris ist mir seit jener Zeit verhaßt und um mich meiner Kunst zu erhalten, will ich mich nach der weit ruhigern Provence übersiedeln; auch bedingt meine Kunst jetzt nicht mehr meinen Aufenthalt hier, ich habe Bestellungen genug, welche mich Jahre lang beschäftigen und hoffe nach Ausführung der begonnenen Arbeiten neuer Be=

stellungen entgegen sehen zu dürfen. Ein Umstand nur ist es, welcher mir meine Abreise von hier erschwert, dieser ist, daß ich mich von Ihnen trennen muß, daß wir nach so langer Trennung nicht vereint beisammen leben können, noch dazu, als uns vielleicht in Kurzem noch ein würdiges Familienglied zugeführt wird."

Georg war beim Eintritt in die helle, freundliche Zelle sogleich zur Mutter geeilt, und als Albert geendet, frug er mit zitternder Stimme seine Mutter: „Und Du willst nicht mit uns reisen, willst nicht bei Deinen Kindern, die Dich lieben, bleiben, wie habe ich mich gefreut, als ich Dich wiedersah, und nun sollen wir ohne Dich reisen, sollen Dich nie wiedersehen?"

„Mein guter, theurer Sohn, gern würde ich mit Euch gehen, doch mein Schicksal hat über mich verfügt, ich kann, ich darf nicht. Doch ist es möglich, daß ich vielleicht nachkommen kann, da die würdige Aebtissin mich nicht fest angenommen und erst nach dem Probejahr mein völliger Eintritt in das Kloster erfolgt, in diesem Jahre kann sich vieles anders gestalten, und wenn sich am Ende des Jahres Alles zu meinen Gunsten ändern sollte, so siehst Du

mich im nächsten Jahre auch in der Provence, bis dahin aber muß ich hier ausharren, frage nicht warum, frage aber Deinen Bruder, dieser wird Dir sagen, daß es so sein muß.“

Georg sah seinen Bruder fragend an, dieser errieth des Knaben Zweifel und entgegnete: „Was Dir die Mutter sagte, ist leider wahr und läßt sich nicht ändern, so gern ich es auch selbst wünschte, doch vielleicht ist während dieses Jahres eine Aenderung möglich und dann soll uns nichts mehr trennen.“

Helene wandte sich jetzt an Henriette, ihre Schwiegertochter, welche still, einer Fremden gleich, dieser Scene zusah: „Nun, meine liebe Tochter, ich erlaube mir diesen Ausdruck, da mir die wiedererrungene Liebe meiner Söhne ein Recht dazu giebt; Sie stehen so fern, als dürften Sie nicht auch Theil haben an der traurigen Freude des Abschiedes einer Mutter von ihren Kindern. Gehören Sie nicht auch zu meinen Kindern, gründeten Sie nicht das Glück eines meiner Söhne? Bin ich Ihnen nicht aus diesem Grunde eben so viel Dank schuldig, als mein Albert selbst? Geben Sie einer unglücklichen Mutter den süßen Trost, daß auch Sie versöhnt von ihr scheiden, daß sie auch Ihrer Verzeihung gewiß ist.“

Henriette ging ihrer Schwiegermutter entgegen und reichte ihr die Hand: „Liebe Mutter, wenn Ihnen meine Worte auch nicht den Ausdruck meiner Gefühle geben können, so dürfen Sie sich dennoch versichert halten, daß Ihnen mein Herz mit den dankbarsten Gefühlen einer Tochter entgegenschlägt, auch mich ergreift dieser Augenblick mächtig, der uns die Mutter raubt, und freudig sehe ich dem Tage entgegen, der Sie uns wieder zuführen soll. Mich auf meines Alberts Ausspruch verlassend, daß es so sein muß, frage ich nicht erst, ob sich nichts an Ihrem Schicksal ändern läßt, wäre eine Aenderung möglich, dann hätte sie Albert gewiß herbeigeführt.“

„Recht so, meine Tochter, Sie dürfen Ihrem Gatten vertrauen, denn er ist brav und gut; ich spreche nicht aus Mutterliebe sein Lob, sondern sein edles Benehmen gegen Georg, den er nicht kannte, läßt mich diesen Ausspruch thun. Sie werden mit Albert eine glückliche Ehe führen, denn Sie sind ebenfalls gut und wo zwei edle Herzen zusammenkommen, da kann nur Gutes gedeihen. Ja, auch ich hätte eine eben so glückliche Ehe führen können, auch ich besaß einen guten Gatten, doch — ach!

warum soll ich Zeiten zurückrufen, die längst verflossen sind; daß ich nicht gut geblieben, ist meine Schuld, dafür bin ich auch jetzt hart genug gestraft. Sie kennen wahrscheinlich noch gar nicht den ganzen Umfang meiner Vergehungen, daher können Sie auch nicht die Schwere meiner Strafe ermessen, doch Sie werden noch alles kennen lernen und dann bedauern Sie eine leichtsinnige Gattin, eine unglückliche Mutter."

„Liebe, gute Mutter," unterbrach hier Georg die Sprechende, „weine nicht, es thut mir zu weh, wenn ich Dich weinen sehe. Wenn Du hier in Paris bleibst und nicht mit uns gehen kannst, so schreibe ich Dir recht oft, denn Bruder Albert hat mich schon im Schreiben unterrichtet und ich kann bald einen Brief schreiben, Albert wird mir gewiß erlauben, oft an Dich zu schreiben, und jeden Brief, den ich Dir sende, will ich tausendmal küssen, und wenn Du ihn dann erhältst, so küsse ihn auch, dann will ich denken, daß Du mich küssest."

Albert, welcher bis jetzt mit männlicher Ruhe und Würde Alles angehört und nicht gesprochen hatte, konnte bei des Bruders kindlicher Einfalt kaum die Thränen zurückhalten, er drückte seinen Bruder an

sein Herz und sprach: „Ja, mein lieber Georg, so bald Du noch etwas besser schreiben kannst, sollst Du aller vierzehn Tage der Mutter schreiben dürfen; so bald wir an Ort und Stelle sind, sollst Du wieder Schreibunterricht haben, damit Du recht bald der Mutter schreiben kannst, während der Zeit werde ich schreiben, Du sollst aber jedesmal Deinen Namen mit hinein in den Brief schreiben. Aber ich weiß noch nicht einmal, ob Briefe in's Kloster zu jeder Zeit gelassen werden; haben Sie sich noch nicht darüber erkundigt, liebe Mutter?"

„So viel ich weiß, dürfen Briefe zu jeder Zeit in's Kloster und werden diese auch sogleich an die Adresse abgegeben, ob aber eine bestimmte Zahl angegeben, weiß ich nicht, und es wäre am Ende gut, wenn Du Dich einmal bei der Aebtissin darnach erkundigtest."

„Ich werde sogleich zur Aebtissin gehen, so bald wir hier unsere traurige Pflicht erfüllt haben, das heißt, sobald wir Ihnen Lebewohl gesagt haben, und obgleich ich gern noch recht lange bei Ihnen, liebe Mutter, blieb, so schlage ich dennoch vor, daß wir bald aufbrechen, da ich noch manchen nöthigen Gang zu machen habe, der sich nicht aufschieben läßt; un-

sere Unterredung ist jetzt beendet, denn was wir bereits besprochen, bleibt fest stehen, und sollte sich etwas ereignen, was auf Ihren Entschluß einwirken dürfte, so schreibe ich Ihnen sogleich darüber, damit Sie Ihre Maaßregeln darnach einrichten können. Doch nun lassen Sie uns scheiden, so bald wir in unserer neuen Heimath angelangt sind, benachrichtige ich Sie davon." Albert fiel seiner Mutter um den Hals, und so viel er sich auch bemühte, männlich den Schmerz der Trennung zu ertragen, konnte er doch nicht verhindern, daß einige Thränen sich durch die Augenwimpern stahlen.

Georg weinte laut, als es zum Abschied kam, und war fast nicht von seiner Mutter zu bringen, doch Albert tröstete ihn mit der Aussicht, daß nächstes Jahr die Mutter auch nach der Provence kommen würde; doch möge er jetzt ruhig sein, damit im Kloster nicht Aufsehen erregt werde, wodurch er seiner Mutter nur Unannehmlichkeiten bereitete. Auch Henriette warf sich Helenen sprachlos in die Arme und, obwohl sie am wenigsten betheiligt war bei diesem Abschied, so hatte sie doch Alberts und Georgs Schmerz so ergriffen, daß sie ganz unfähig

war, auch nur ein Wort des Abschiedes hervorzubringen.

Am standhaftesten benahm sich Helene, obgleich ihr das Herz zu springen drohte, noch einen Kuß und sie winkte Albert, daß er die Weinenden von ihr nehmen solle. Albert verstand den Wink seiner Mutter, faßte Henriette und Georg, beide von Helenen wegreißend, und eilte aus der Zelle, damit das Schluchzen und Weinen aufhören sollte. Albert war nachsichtig genug gegen seinen Bruder und billigte dessen Schmerz, fühlte er doch selbst, wie furchtbar schwer ihm der Abschied von einer Mutter geworden war, welche er erst seit kurzer Zeit wieder kennen gelernt, die seine Liebe erst erringen mußte, um wie viel tiefer mußte der Schmerz der Trennung Georg ergreifen, der stets bei seiner Mutter gelebt hatte.

Henriette ließ sich willenlos leiten, denn sie war von der Abschiedsscene so ergriffen, daß sie sich von Albert fast schleppen ließ. Als Albert endlich seine Familie in den Hofraum zurückgeführt hatte, ließ er sie einen Augenblick warten und sprang dann wieder hinauf nach der Aebtissin, um auch von dieser Abschied zu nehmen und sich zu erkundigen, ob

Briefe stets im Kloster Eingang fänden, welche Frage ihm die Aebtissin bejahte. Nach wenig Worten empfahl er sich der ehrwürdigen Frau, sich entschuldigend, da seine Familie ihn bereits erwarte; freundlich verabschiedete ihn dieselbe und Albert eilte wieder hinunter zu seiner harrenden Gattin, seinem noch immer weinenden Bruder.

Nachdem sie das Kloster im Rücken hatten, machte Albert den Vorschlag, noch einmal in die Schenke des Boulevards zu gehen, da dort mancher liebe Freund von ihm sein werde, dem er noch Abschied sagen wolle. Henriette entgegnete besorgt ihrem Gatten: „Lieber Albert, Du hast dort noch keinen Segen gefunden, laß uns fern bleiben.“

„Deine Aengstlichkeit, liebe Henriette, habe ich erwartet, aber dennoch wollen wir dorthin gehen, denn es ist keine Gefahr mehr vorhanden, da mein Gegner gut aufgehoben und nur noch Freunde von mir dort verkehren. Was Deine Entgegnung betrifft, daß ich dort noch keinen Segen gefunden, so frage ich Dich, ob Du nicht mein größter Segen bist und jene Schenke mich Dir nicht zugeführt hat. Also weg mit der Furcht, wir sind dort gut und sicher aufgehoben und können uns erholen und

stärken, Du besonders bedarfst sehr der Erholung, denn Dein zitternder Gang verräth mir Deine Aufregung, Deine Anstrengung."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatten sie den Boulevard erreicht und bald standen sie vor der von Henriette gefürchteten Schenke. Es war bereits die Mittagsstunde und die Tischgäste der Madame Léon fanden sich nach und nach ein, als Albert mit seiner Familie eintrat.

Madame Léon bemerkte kaum seinen Eintritt, als sie auf ihn zueilte und ihn mit der Familie bewillkommnete: „Ei, lassen Sie sich denn auch einmal sehen, Herr Albert, und welche Ehre für mein Haus, sogar mit der Familie besuchen Sie mein unansehnliches Etablissement, das ist brav von Ihnen, Sie denken doch Ihrer Freunde, werden aber auch oft von diesen erwähnt. Mit was kann ich dienen, ist es Ihnen gefällig, an der Tafel Theil zu nehmen?"

„Das versteht sich, deswegen bin ich gekommen, und wenn meine Herren Collegen mir heute noch einmal meinen Platz einräumen wollen, so nehme ich an ihrer Tafel mit meiner Familie die Sitze."

Mehre frühere Bekannte und Freunde Alberts

hatten sich während dieses Gesprächs um ihren Freund versammelt und mit der größten Zuvorkommenheit demselben die erbetenen Plätze eingeräumt, es ging nun an ein Fragen und Erzählen, so daß Albert kaum zu Athem kommen konnte. Doch ehe er sich ganz und gar in das Gespräch verwickelte, sorgte er erst für seine Gattin und seinen Bruder, damit diese sich ausruhen möchten.

Jetzt nahm ein etwas jüngerer Mann, als Albert, das Wort: „Dein letztes Hiersein, mein lieber Freund, hat uns von einem wirklich unvermeidlichen und unausstehlichen Gaste befreit, nämlich vom Advokaten, welcher jetzt gut aufgehoben ist, denn er dürfte für's erste unter zehn Jahren nicht wieder die menschliche Gesellschaft beunruhigen; durch Deine Anzeige der beiden Spitzbuben ist er selbst in die Dinte gerathen und seinem lautern Erwerbszweig ist man auf die Spur gekommen, er betrieb ein nettes Geschäft. Nämlich sein Anhang, den auch Du kennen gelernt hast, denuncirte die unschuldigsten und achtbarsten Bürger, durch den Advokaten wurden allerdings dieselben nach vier bis sechs Wochen wieder frei, denn Niemand konnte die Unschuld derselben besser darthun, als unser Ad-

vokat; dadurch hatte dieser Schurke immerwährend Clienten und erhielt in letzter Zeit sogar einen Ruf, denn er befreite alle diejenigen, welche er erst ins Gefängniß gebracht hatte, und Niemand ahnte dieses schändliche Complott, bis Du selbst jene beiden Creaturen des Advokaten hier trafest und dieselben dem Gericht überliefertest, wo jene, um sich zu retten, ihren Herrn und Meister verriethen. Da man schon längst ein solches Unwesen vermuthete, so wurden mit unserm Advokaten wenig Umstände gemacht und er ohne Weiteres zu zehn Jahren schwerer Gefängnißstrafe verurtheilt, dadurch sind wir diesen Herrn losgeworden."

„Steht es so mit dem Burschen, dann ist ihm sein Recht geschehen und ich kann mir meine Vorwürfe ersparen, welche ich mir schon mehrmals darüber gemacht habe, daß ich jene Kerle anzeigte, dadurch ist ja sogar etwas Gutes entstanden und Paris eines Halunken ledig."

„Meine Herrschaften," kreischte Madame Léon dazwischen, „wenn's gefällig ist, die Suppe ist schon aufgetragen."

Die Männer setzten sich jetzt auch an den Tisch, die Wirthin, welche bereits auf Alberts Anrede ge-

achtet hatte und dessen besonders betontes „noch einmal meinen Platz einräumen zu wollen" richtig aufaßte, hatte Tisch an Tisch rücken lassen, damit alle Freunde Alberts zusammensitzen konnten. Albert machte der Wirthin für diese Aufmerksamkeit sein Compliment und bestellte zugleich einige Flaschen Wein für sich und seine Familie und bat seine Freunde, auf sein Wohl eine Flasche Wein zu trinken, da er zum Abschiednehmen hergekommen sei.

Alle wunderten sich sehr, daß Albert Paris verlassen wolle und manche Frage, manche Antwort wurde über dies Ereigniß gewechselt, als der Kellner mit gewohnter Schnelligkeit Wein brachte, da Madame Léon, den Geschmack ihrer Gäste kennend, auf Alberts Einladung sogleich den Wein für die Gäste besorgt hatte.

Es wurde mancher Toast auf das Wohl Alberts, auf dessen Gattin und auf dessen ganze Familie ausgebracht, die Tischgenossen, lauter junge, gebildete Leute, verstanden es sehr gut, dem Abschied das Schmerzliche zu nehmen und dafür eine recht gemüthliche Heiterkeit eintreten zu lassen, so daß selbst Henriette sich gestehen mußte, den letzten Tag in Paris nicht besser und angenehmer verle-

ben zu können, als eben in dieser Gesellschaft. Auch Georg war ruhiger geworden, die allgemeine Gemüthlichkeit hatte auch wohlthuend auf den Knaben eingewirkt und sein Schmerz war, wenn auch nicht verschwunden, doch bedeutend gemildert.

Nach mancherlei Gesprächen wurde endlich die Tafel aufgehoben und mehre der Gäste entfernten sich bald darauf, nachdem sie von Albert und dessen Familie herzlich Abschied genommen. Einige nähere Bekannte Alberts blieben noch da und verplauderten die Zeit mit alten und neuen Geschichten.

Albert gedachte jetzt seiner Geschäftsangelegenheiten und bat einige seiner Freunde, seiner Gattin eine kurze Zeit Gesellschaft zu leisten, da er noch einige Wege zu gehen habe, doch bald zurückkehren werde. Mit der größten Bereitwilligkeit boten sich seine Freunde dazu an und Albert eilte sogleich fort, damit er früh genug zurückkehrte, um seine Familie noch vor Abend nach Hause zu bringen.

Doch so eilig auch Albert seine Visiten machte, er konnte nicht früher in die Boulevardsschenke zurückkehren, als die Dämmerung schon stark eintrat. Henriette und Georg ängstigten sich über Alberts

langes Ausbleiben und nur das Eintreten desselben beruhigte sie.

„Ich muß mich sehr entschuldigen, daß ich Euch länger, als ich beabsichtigte, warten ließ, aber meine Schuld ist es nicht, überall wurde ich aufgehalten, sogar noch einige Aufträge wurden mir ertheilt und wenn noch Zeit übrig wäre, so hätte ich immer noch einige Gänge zu thun, doch diese will ich mir ersparen, da ich schriftlich diese Sache abmachen kann. Aber nun heißt es eilig aufbrechen, am besten ist es, wenn ich einen Wagen besorge und wir fahren hinaus, nicht wahr, Henriette?"

Da fielen mehre der Maler Albert in die Rede: „Nein, wir sind heute Deine Ehrenwache, wir begleiten Dich nach Hause, wer weiß, wenn wir uns wiedersehen, deswegen mußt Du Dich schon einmal unserm Willen fügen, wenn anders Madame nicht zu sehr angegriffen ist und den Weg noch zu Fuße zurücklegen kann."

Henriette willigte ein und Albert bezahlte die Wirthin, welche mit ihrer kreischenden Stimme sich Albert und dessen Familie empfahl: „Nun, so wünsche ich eine glückliche Reise und gute Gesundheit, sollten Sie einmal wieder nach Paris kommen und

wir noch alle am Leben sein, so werden Sie mein Etablissement gewiß wieder beehren, denn Sie sind einer der Gäste, welche lange ein gutes Andenken sich erhalten.“ Sie reichte ihm die Hand und empfahl sich auch Henrietten mit einem tiefen Knix.

Die bis auf wenige Personen zusammengeschmolzene Tischgesellschaft begleitete den Maler und dessen Familie nach seiner ziemlich entfernten Wohnung; daselbst angelangt, lud Albert die ihn Begleitenden ein, noch einige Stunden bei ihm zu verweilen, damit der letzte Abend, welchen er noch in Paris zubrächte, nicht zu traurig für ihn und seine Familie dahinschliche. Die Gesellschaft nahm dies Anerbieten Alberts an und Henriette, die Pflichten einer sorgsamen Hausfrau kennend, ließ sogleich ein lustiges Feuer im Kamin emporflackern, damit eine wohlthätige Wärme die fröstelnden Körper der Gesellschaft durchrieseln möchte, und brachte dann herbei, was noch in Küche und Keller vorräthig war.

Die aus lauter jungen Leuten bestehende Gesellschaft ließ es sich angelegen sein, der auswandernden Familie den Abend so heiter als möglich zu machen, und daß ihr dies gelungen, bewies die schnell entschwundene Zeit, denn als ein Glied

dieser harmlos heitern Gesellschaft sich nach der Zeit erkundigte, war schon die zehnte Stunde vorüber, was allen unmöglich schien, denn man wähnte nur ein Stündchen verplaudert zu haben, doch die Uhren der Anwesenden stimmten überein, man war daher genöthigt, aufzubrechen, da der Eingang in die Stadt nach Mitternacht in dieser aufgeregten Zeit mit Schwierigkeiten verknüpft war.

Unter herzlichem Abschied, der aber dennoch nicht von schmerzlichen Gefühlen begleitet war, trennte sich die Gesellschaft und, von Albert und Henriette bis zur Gartenthür geleitet, verschwanden die Gestalten bald im Dunkel der Nacht, während noch längere Zeit die Tritte und Stimmen der nach Paris eilenden Männer hörbar waren, bis auch diese schwächer wurden und endlich ganz verhallten.

Jetzt suchten Albert und Henriette ihre Lagerstätten auf, denn auch sie fühlten das Bedürfniß der Ruhe doppelt, da die Aufregung des heutigen Tages nicht nur ihren Körper, sondern auch ihren Geist angegriffen und eine doppelte Erholung nöthig machte. Bald lag in dem kleinen Häuschen alles im tiefsten Schlafe und die Abspannung der geistigen und körperlichen Kräfte war für Albert

und Henriette ein Gewinn zu nennen, da sie dadurch bald in einen tiefen Schlummer gewiegt wurden, während sie außerdem eine unruhige und durch trübe Erinnerungen an den verflossenen Tag gestörte Nacht verbracht hätten und den andern Morgen ohne die erquickende Ruhe angetreten haben würden.

Der Mond brach sich auch endlich Bahn durch die neidischen Wolken und beleuchtete mit magischem Licht das allein liegende Häuschen, aus der nahen Hauptstadt ertönte mitunter der Schlag einer Glocke herüber, sonst störte nichts die grabesähnliche Stille der Nacht. Wer Frankreich in einer solchen Nacht durchwanderte, würde nicht geahnt haben, daß diese Ruhe so fürchterlich gestört worden war, als es in den vergangenen Jahren geschehen.

Die Reise nach der Provence.

Am andern Morgen weckte die schon anbrechende Dämmerung die sonst früh erwachende Henriette aus ihrem Schlummer und in größter Eile kleidete sich die sorgende Hausfrau an, um ihrem Gatten und dessen Bruder das Frühstück zu bereiten. Kaum war sie damit fertig, als auch schon der Vermiether des Häuschens erschien, um den Besitz desselben wieder zu übernehmen, so wie einiges Mobiliar der Abreisenden an sich zu kaufen, da Albert sich nicht auf einer so bedeutenden Reise damit belästigen wolle, obgleich er selbst gern manches für sich behalten hätte.

Während dem hatten sich auch Albert und Georg aus den Federn gefunden, es war aber auch die höchste Zeit, denn noch hatten sie ihr Frühstück nicht gänzlich verzehrt, als auch schon der Postillon

mit dem ziemlich bequemen und umfangreichen Reisewagen vor der Gartenthür hielt und seine Ankunft durch ein lustiges Stücklein bekundete. Henriette trug ihm eine Tasse Kaffee und etwas zu beißen hinaus, und nun ging es an ein Einladen in den Reisewagen; jetzt sah Albert erst recht den Nutzen seiner Vorsicht ein, daß er schon gestern Morgen alles eingepackt hatte, denn wenn es erst jetzt hätte geschehen sollen, so wäre der Mittag herauf gekommen, denn das Verpacken in und auf dem Wagen, wobei der Wirth tüchtig half, nahm eine gute Stunde in Anspruch. Endlich war auch dies geschehen und nichts stand der Abreise mehr im Wege, als der Verkauf des noch vorhandenen Mobiliars, welcher jedoch schnell zu Stande kam, da Albert seine Forderung nicht zu hoch stellte und der Wirth sich von der Brauchbarkeit desselben bald überzeugte und die Summe Albert auszahlte.

Nun verpackten sich die Reisenden gegenseitig selbst so gut sie konnten, denn vorsichtige Verhüllung war nöthig, da die Witterung, wenn auch für einen Wintertag ziemlich angenehm, dennoch den Charakter des Januars an sich trug. Albert hatte die Familie mit sehr warmen Kleidern versehen,

doch auf einer Reise von vielleicht länger als vierzehn Tagen bedurfte es wohl auch dieser Vorsicht.

Der Wirth half den Abreisenden in den Wagen steigen, und unter den besten Wünschen des Wirthes fuhr der Wagen auf und davon. Nach einem halben Stündchen hatte man die Straße nach Fontainebleau erreicht und jetzt ging es im Trabe auf der Straße munter vorwärts. Der Postillon blies manch lustiges Stückchen, welches Georg besonders große Freude machte, so daß derselbe heute weit ruhiger die Reise antrat, als Albert und Henriette erwartet hatten.

Ein Umstand, der den Geschäftsreisenden von großem Nachtheil war, für Albert aber das Gute hatte, mitunter einen Tag rasten zu können und seiner Familie Erholung zu gönnen, war der: daß durch die allgemeinen Wirren auch das Postwesen gelitten hatte und auf mancher Station trotz aller Anstrengungen von Seiten der Postofficianten nicht immer Pferde zum Umspannen vorhanden, noch weniger aber aufzutreiben waren; doch dieser Umstand war unsern Reisenden um so lieber, denn sie konnten dann mit Muse die Städte in Augenschein nehmen, welche sie auf dieser Reise berührten. Auch

vermied Albert so viel als möglich das Fahren des Nachts und des erwähnten Umstandes halber konnte er es auch durchführen, so daß unsere Reisenden höchstens einige Male bis nach Mitternacht fuhren, sonst aber gewöhnlich nur bis Dunkelwerden, auch vielleicht bis gegen acht oder neun Uhr.

In größern Städten blieben sie auch wohl gar einen Tag liegen, dies Alles konnte auf Rechnung des mangelhaften Postverkehrs geschehen, da selbst die regelmäßigen Postfahrten oft unterbrochen wurden. Aus diesem Grunde, der freilich für Handel und Wandel nicht vortheilhaft war, ließ sich auch erklären, daß Albert mit seiner Familie eine solche große Reise Ende Januar unternehmen konnte, denn er durfte nur den Wunsch äußern, nicht weiter zu fahren, so ward diesem Wunsche nichts entgegengesetzt, die Pferde, für Extraposten bestimmt, wurden dann gleich zu andern Posten verwendet und es entstand dadurch der Post durchaus kein Nachtheil.

Die Fahrt ging gut von Statten, denn Abends noch bei Zeiten trafen unsere Reisenden in Fontainebleau ein. Da Albert Fontainebleau noch nicht kannte, so erbat er sich vom Postofficianten die Erlaubniß, erst den andern Tag, vielleicht um zehn Uhr

weiter fahren zu dürfen, damit er sich erst das Schloß besehen könne. Seinem Wunsche ward gewillfahrt, Albert, seine Gattin und sein Bruder Georg nahmen am andern Morgen erst noch das Schloß in Augenschein, welches der Lieblingsaufenthalt seines unglücklichen Wohlthäters gewesen, und obgleich nicht gänzlich zerstört, hatte es doch bedeutend gelitten durch absichtliche, so wie durch unvermeidliche Gewaltthaten.

Albert durchschritt die Räume und Säle, so wie die Alleen des Gartens, welche in friedlicheren Zeiten so oft Ludwig XVI. besucht; manche Erinnerung tauchte in des jungen Mannes dankbarer Brust auf und öfter zerdrückte er eine Thräne, welche sich unwillkührlich in des Künstlers Auge schlich. Er verließ mit hoher Rührung die Räume, wo einst Ludwig XVI. für das Wohl seines Volkes gedacht, gearbeitet hatte. Daß er das Beste seines Volkes im Auge gehabt, leugnete schon jetzt Niemand mehr, seit der erste Rausch verflogen, daß er das hohe Ziel, sein Volk glücklich zu machen, nicht erreicht hatte, lag in seinem Mangel an Energie und in den gewaltsam auf ihn einstürmenden Umständen. Aber so, wie Albert über seinen unglücklichen König

dachte, so dachten viele, wenn nicht die Mehrzahl der französischen Nation, und daß Ludwig zum Opfer gefallen, daran war ebenfalls Mangel an Energie schuld, aber diesmal nicht beim König, sondern bei des Königs Freunden, hauptsächlich aber bei den Girondisten.

Albert entfernte sich endlich auch aus der Umgebung des Schlosses, nachdem er noch ein leises **Ave maria** für Ludwigs Seelenheil zum Himmel emporsandte, und nachdem die kleine Künstlerfamilie im Posthause angelangt, sich dann zur Weiterreise gestärkt hatte, wurde der Reisewagen vorgefahren, und so bald die Gesellschaft eingestiegen, rollte der Wagen rasch über die glatte Landstraße nach Lyon zu. —

Da auf dieser Fahrt bis Lyon nichts vorfiel, so überspringen wir die Zeit von sechs Tagen und lassen unsere Reisenden gleich in Lyon ankommen, wo Albert aber natürlich wieder einen Tag rastete und sich Lyon so viel als möglich besah. Georg wurde während der Reise ziemlich ruhig und die immerwährende Abwechselung ließ seinem Geiste wenig Zeit, um kindliche Reflexionen über seinen Seelenzustand zu machen, daher kam es auch, daß er

seltener seiner Mutter dachte, und wenn es geschah, stets mit Ruhe und einer stillen kindlichen Resignation.

Henriette war von der Reise etwas angegriffen, und es war daher Albert doppelt angenehm, daß selbst den andern Tag die Reise noch nicht fortgesetzt werden konnte, da Lyon, schon eine Stadt mit lebhaftem Verkehr, auch sehr von Fremden in Anspruch genommen wurde und daher die Post bedeutend frequentirt wurde. Dem Posthalter war es sehr angenehm, als Albert sich willig finden ließ, noch einen Tag in Lyon zu verweilen, da dadurch einige Pferde für den Verkehr gewonnen wurden, und Albert war dieser Aufenthalt wiederum lieb, konnte seine Henriette sich doch noch einen Tag zur Weiterreise stärken.

Aus Erkenntlichkeit bekam daher Albert den nächstfolgenden Tag früh ein Paar sehr gute Pferde, und daß die Abreise schon früh erfolgte, hatte den Nutzen, daß Albert ziemlich zeitig in Valence eintraf, hier konnte Henriette sich wieder für den andern Tag erholen, denn Albert wollte jetzt keinen Tag mehr verlieren, sondern direkt nach seiner neuen Heimath fahren; es war dies auch nicht viel vorge-

nommen, nur noch ein Nachtlager in Avignon blieb übrig, dann waren die Reisenden in wenig Stunden an ihrem Ziel.

Auch Georg fing heute Abend zum ersten Male auf der ganzen Reise zu klagen an, es wurde daher hohe Zeit, daß Albert sein Ziel erreichte; er sprach Gattin und Bruder Muth ein, denn der morgende Tag war der letzte, übermorgen durften sich die Schwachen in der neuen Heimath pflegen und erholen. Henriette und Georg boten daher auch ihre ganze Kraft auf, um noch morgen auszudauern, und Albert seinerseits that Alles, um die Erschöpften zu stärken, zu erquicken.

Am andern Morgen verließen die Reisenden Valence und erreichten Abends Avignon. Jetzt blieben nur noch einige Stunden Wegs übrig und Henriette war heute so frisch und munter, daß sie den kleinen Weg vollends zurückgelegt hätte, doch Albert erklärte, daß dies nicht gut sei, aus mehren Gründen, denn sie träfen dann erst nach Mitternacht bei den Eltern ein, alles würde aus dem Schlafe gestört, wer weiß, ob auch schon dort Alles zu ihrem Empfange hergerichtet sei, wäre das nicht der Fall, so brächte man vielleicht mehre Stunden mit der

Einrichtung zu, und die Nacht sei vorüber ohne Ruhe, der sie jetzt alle so sehr bedürften.

Henriette sah dies ein und Avignon ward zum Anhaltepunkt genommen, damit die Familie mit neuen Kräften in die neue Heimath gelange. Jedoch für Henrietten war diese letzte Nacht nicht besonders stärkend, die Aufregung, bald in die Arme der theuren Eltern fliegen zu dürfen, ließ sie nur wenig schlummern, auch war sie am andern Morgen die erste, welche erwachte, kaum konnte sie erwarten, bis Albert und Georg sich auch ermunterten.

Endlich ward es im Posthause lebendig, das Hin- und Herlaufen der Fremden, der Kellner, das Anspannen der Pferde und manches laute Wort der Knechte, erweckte auch Albert und Georg. Das Frühstück wurde eingenommen, Albert, die Unruhe Henriettens wohl bemerkend, gab Befehl, den Wagen vorzufahren und bald darauf hatten die Reisenden zum letzten Male ihre Plätze im Reisewagen eingenommen, denn noch vor Mittag erreichten sie die Meierei Rénauts.

Die doppelte Ueberraschung.

Rénaut und seine Gattin saßen im bequem eingerichteten Wohnzimmer ihrer wieder erlangten Meierei, als die Reisekutsche Alberts angerollt kam und vor dem Thore der Meierei hielt.

Wenn schon Henriettens Eltern auf eine baldige Ankunft ihrer Kinder hofften, auf eine so schnelle Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches waren sie dennoch nicht gefaßt, denn im ersten Augenblicke zweifelten sie sogar, daß der Reisewagen an ihrer Meierei halten sollte und glaubten, ein Irrthum des Kutschers sei daran schuld. Dennoch eilten sie hinaus und riefen Knechte und Mägde zusammen, den Reisenden zu helfen; doch wie waren sie freudig überrascht, als aus dem Innern des kolossalen Reisewagens Albert sprang und seiner vor Freude, aber auch vor Kälte zitternden Henriette beim Aussteigen

behülflich war. Auch Georg krabbelte hinter Henriette her und wurde von Albert herausgehoben.

Vater und Mutter Rénaut sprangen herbei, denn jetzt waren alle Zweifel verschwunden, ihre Kinder hatten ihnen diese Ueberraschung bereitet.

Alles lag sich gegenseitig in den Armen, und nur einzelne Worte, als: „Vater!“ „Mutter!“ „Kinder!“ hätten dem fremden Zuschauer als Commentar dieser sonst stummen Scene dienen können. Endlich hatte sich der erste Freudenrausch gelegt und Mutter Rénaut war diejenige, welche zuerst daran dachte, daß diese Scene im Februar und nicht im Mai spielte, rief daher allen zu: „Nun, Kinder, kommt mit uns ins Zimmer, damit Ihr Euch erst erwärmt und von den Strapatzen der Reise erholen könnt, denn hier im Hofe ist der Aufenthalt nicht angenehm.“

Von der Wahrheit dieses Ausspruchs überzeugt, eilte die nun etwas zahlreichere Familie Arm in Arm ins Wohnzimmer, vorher gab jedoch Papa Rénaut noch den Befehl, alles im Wagen Befindliche vorsichtig herein zu bringen.

Als die Familie im Zimmer angelangt war, wiederholte sich die Scene des Umarmens und Küs-

sens noch einmal, dann aber machte die sorgende Mutter Rénaut von ihrem Hausfrauenrechte Gebrauch und brachte warme Schuhe und andere wärmende Kleidungsstücke herbeigeschleppt, damit die Angekommenen es sich bequem machen konnten, rückte Stühle an das Kamin und ließ ein größeres Feuer emporflackern, damit die erfrorene Künstlerfamilie sich erwärmen sollte.

Vater Rénaut war jedoch auch nicht müßig, sondern für des Leibes Nahrung sorgend, brachte er Brod, Schinken, Fleisch, Wein und dergleichen mehr herbei, damit die Erschöpften sich auch leiblich stärken konnten.

Nach den natürlich unvermeidlichsten Fragen, die Mutter Renaut erst beantwortet werden mußten, beurlaubte sich dieselbe, um ein gutes, kräftiges Mittagsmahl herzustellen, denn der Mittag war nicht mehr fern. Obgleich auch ohne Mutter Rénaut das Mittagsessen vom Mädchen besorgt worden wäre, so mußte heute doch Alles aufgeboten werden, um etwas ganz besonders Kräftiges auf den Tisch zu bringen, es galt ja ein Fest, die Wiedervereinigung der Eltern und Kinder zu feiern.

Nun war endlich etwas Ruhe eingetreten, da

nahm Vater Rénaut das Wort: „Kinder, Ihr habt mich und meine gute Gattin sehr angenehm überrascht, denn obschon ich mir denken konnte, daß Ihr bald diese Reise hierher unternehmen würdet, so glaubte ich dennoch nicht eher, als bis zum Frühjahr die Freude des Wiedersehens zu haben, doch ich habe mich stark getäuscht, jedoch ist diese Täuschung mir sehr angenehm gewesen. Aber sage mir einmal, mein lieber Sohn Albert, wie ist es Dir denn möglich geworden, so schnell Paris verlassen zu können, da Du mit Ausübung Deiner Kunst doch mehr an die Hauptstadt gebunden bist.

„Allerdings war ich bis jetzt an Paris gebunden, doch seit meine letzten Gemälde solche Anerkennung gefunden, bin ich nicht mehr an einen Ort gebunden. Ich habe Aufträge und Bestellungen für mehre Jahre und kann daher jetzt bleiben, wo ich will. Uebrigens war mir Paris in letzter Zeit so verhaßt geworden, daß ich unter keiner Bedingung länger dort geblieben wäre, denn seit dem 21. Januar sah ich in jedem Gesicht einen Mörder meines Wohlthäters.“

„Albert, Albert!“ unterbrach hier Rénaut seinen Sohn, „wir sind zwar hier weit von Paris

entfernt, auch giebt es jetzt nicht mehr so viele Spione, dennoch rathe ich Dir aber, vorsichtig zu sein, noch ist die Zeit nicht gekommen, wo man frank und frei seine Ansichten bekennen darf. Doch zu etwas Freudigern, Ihr habt uns überrascht, daher ist es an uns, Euch, wenigstens Dich, ebenfalls zu überraschen. Du wirst hier noch Jemand finden, dessen Wiedersehen Dir eine große, vielleicht die größte Freude machen dürfte, die Dir je vorgekommen, wir haben einen alten Bekannten von Dir gefunden, er ist jetzt nur ein wenig ausgegangen, aber ich sehe jeden Augenblick seiner Rückkehr entgegen."

Verwundert sah Albert seinem Schwiegervater ins Gesicht: „Einen alten Bekannten von mir? — Merkwürdig, ich weiß mich keines alten Bekannten zu erinnern."

„Nun, nur Ruhe, es ist dennoch, wie ich sage, einen ältern Bekannten kannst Du gar nicht haben, doch Du wirst ihn nicht wieder erkennen. Freilich ist es auch schon lange her und die Zeit macht unkenntlich, Kummer und Sorgen bleichen das Haar früher, die Noth schreibt mit starken Zügen ins Gesicht, dennoch wirst Du Dich des alten

Freundes erinnern und das Wiedersehen ein freudiges werden."

Mutter Rénaut trat ein und traf Vorrichtungen zur Mittagstafel, welche heute um drei Couverts vergrößert war; eben damit fertig geworden, trat ein Mann in den funfziger Jahren ein, doch war man leicht geneigt, ihn für älter zu halten, da seine Züge stark markirt waren, sein Haar noch ziemlich stark, hatte seine natürliche dunkle Farbe verloren und sogar die jetzt dominirende graue Farbe wich an einigen Stellen einem weißen, silbernen Schein. Der starke Körperbau des Alten schien aber allen Stürmen, welche an ihm vorübergezogen, zu trotzen, denn die Bewegungen desselben waren rasch, der Gang fest und sicher.

Der Eintritt des der Familie des Malers unbekannten Alten ließ auf genaue Bekanntschaft zwischen ihm und Rénaut schließen, denn ungenirt und unangemeldet trat er in das jetzt sehr bevölkerte Wohnzimmer; doch ein seltsames Erstaunen malte sich in den Zügen des Alten, als er den nicht erwarteten Besuch Rénauts erblickte.

Vater Rénaut ließ den Erstaunten nicht zu Worte kommen, sondern nahm selbst das Wort:

„Nun, Freund Lerouge, seid Ihr von Eurem Spaziergange heimgekehrt? Wir haben unter der Zeit Besuch bekommen, mein Schwiegersohn, dessen Bruder und meine Tochter sind angekommen; jetzt fehlt Euch und uns zum vollständigen Glücke nur noch eine Person."

Albert war bei der Anrede seines Schwiegervaters an den Alten, welche er mit Freund Lerouge begann, in einer eigenthümlichen Unruhe aufgestanden, den Alten fest ins Auge sehend, fragte er ihn jetzt: „Sie entschuldigen, mein Herr, meine Frage, welche mir aber nicht Neugierde thun läßt, sondern ein höheres Interesse, welches ich an einer Person Ihres Namens nehme, führten Sie nie einen andern Namen, als den jetzigen?"

Der Alte sah Rénaut fragend an, doch lächelnd stand dieser da, ohne etwas zu erwidern, und schien sich an dieser Scene zu weiden, auch Mutter Rénaut stand fast verklärten Angesichts an der Seite ihres Gatten und schien einer Entwickelung dieser Scene zu harren. Da dem Alten weder Rénaut, noch dessen Gattin auf seinen fragenden Blick etwas entgegneten, so antwortete er dem Maler: „Aller-

dings führte ich früher einmal einen andern Namen, doch die Welt hat ihn vergessen und — ich auch."

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist," fiel ihm hier Albert hastig in die Rede, „nennen Sie mir jenen vergessenen Namen und Ihren ehemaligen Wohnort."

„Mein früherer, jetzt vergessener Name ist Maubert, mein damaliger Wohnsitz war in der Normandie."

„Hatten Sie keine Kinder?"

„Einen Sohn, Namens Albert."

„Albert? Dann umarmen Sie Ihren Sohn, ich bin jener Albert!" Bei diesen Worten fiel Albert dem Alten fast besinnungslos in die Arme, es verging eine geraume Zeit, ehe er sich so weit erholte, um nur das theure, süße Wort: „Vater!" auszusprechen.

Henriette und Georg, welche nichts von Alberts früherer Entdeckung wußten, waren vor Erstaunen fast Bildsäulen gleich, Vater und Mutter Rénaut, welche schon seit längerer Zeit dies Geheimniß kannten, standen gerührt da und sahen mit von Freudenthränen erglänzenden Augen diese Erkennungsscene mit an.

Nach einer großen Pause hatte sich Albert so weit erholt, daß er einige Worte sprechen konnte: „So habe ich Sie endlich wiedergefunden, mein lieber, mein theurer Vater, jetzt soll uns nichts mehr trennen, jetzt bin ich ganz glücklich.“

Der alte Maubert hielt seinen Sohn Albert stumm im Arme und drückte ihn fest an sich, die alten Augen weinten seit vielen, vielen Jahren Thränen, die Quelle war noch nicht versiecht, fester drückte er mit den kräftigen Armen seinen wiedergefundenen Sohn an seine Brust, damit ihn Niemand ihm zum zweiten Male entreißen sollte. Seine Freude war so groß, so überschwenglich, daß er keine Worte fand; unter Freudenthränen küßte er den theuren Sohn, seine Brust drohte zu zerspringen vor Freude, und nur die Thränen hatte er zum Weinen, kein Wort zum Sprechen.

Rénaut nahte sich jetzt den noch immer sich fest Umschlingenden und sprach zu seinem Freund, dem alten Maubert: „Nun, Alter, kommt zu Euch, seht Euren Sohn auch endlich einmal an, damit Ihr auch wißt, was für einen schmucken Sohn Ihr habt. Ja, Alter, ich kenne auch die Freude des Wiedersehens, die Brust könnte einem zerspringen

vor Lust und Wonne, auch ich habe diese schmerzliche Freude, diesen freudigen Schmerz empfunden. Freilich, ein Wiederfinden nach langer, zwanzig Jahre langer Trennung muß noch mehr ergreifen, ich glaube es Euch, doch nun kommt zu Euch, betrachtet Euch endlich mal Euren, meinen Sohn, denn ganz dürft Ihr ihn nicht besitzen."

Endlich hatte sich auch der alte Maubert so weit erholt, daß er seiner Sprache wieder mächtig wurde, doch noch immer lag die Welt für ihn nur in seinem wiedergefundenen Sohne, alles außer diesem existirte für ihn nicht: „So ist es kein Traum, den mir mein alter Kopf vorgaukelt, Du bist wirklich Albert, mein Sohn? — Mein höchster Wunsch, Dich nur einmal an dies alte Herz zu drücken, wäre erfüllt, jetzt will ich gern sterben. — Ja, klopfe nur, du altes Herz, viel Kummer hast du erlitten, drum macht dich die Freude übermüthig, klopfe nur zu im jugendlichen Feuer, du klopfst ja an dem Herzen meines Kindes. Ja, dieses Klopfen des Herzens giebt mir ein Zeugniß, daß Du mein Sohn, mein Albert bist." Und wieder umarmte und drückte er seinen Sohn mit ungestümer Freude an sich.

Die Freude, welche auch Alberts Sprache zu lähmen schien, gewann jetzt mehr Ruhe, so daß dieser auch an's Wort kam: „Theurer, gemißhandelter Vater, endlich wird mir doch noch die Freude, das hohe Gefühl zu Theil, einen wahren, einen rechten Vater an mein Herz zu drücken. Leben Sie denn schon lange hier? Haben Sie meine Anzeige in allen Zeitschriften Frankreichs nicht gelesen, welche Sie aufsuchte und unter Befreiung von einem erzwungenen Eide Sie wieder in das Recht, Ihren wahren Namen zu tragen, einsetzte, Sie in die Arme Ihres Sohnes zurückrief?"

„Du hast mich in den Zeitungen aufrufen lassen? Davon weiß ich nichts. Wir bekommen zwar hier nur eine in die Hand, und in dieser habe ich es nicht gefunden."

„Allerdings konntet Ihr es nicht darin finden, unterbrach ihn der alte Rénaut, denn jenes Blatt, worin die Aufforderung stand, habe ich Euch absichtlich verheimlicht, damit Ihr nicht die Reise nach Paris machen solltet und uns nicht um die Freude brächtet, in unserer Mitte dies Fest des Wiederfindens zu feiern. Auch hatte ich schon an Albert

geschrieben, daß er hierher kommen möchte, da seine Gegenwart von großer Wichtigkeit sei."

„Dann habt Ihr mich also um die Freude betrogen, Ihr böser Freund, schon früher in den Armen meines Sohnes zu liegen?"

„Ja, aber mit gutem Vorbedacht. Wäret Ihr nach Paris gereist, so hättet Ihr leicht Euren Sohn verfehlen können, denn wenn Ihr Euch auch begegnet wäret auf der Reise, es hätte doch keiner den Andern erkannt."

„Nun, Ihr habt es gut gemeint und auch gut gemacht, mein alter Freund, und die Freude ist heute noch eben so groß, als sie es vielleicht vor vierzehn Tagen gewesen wäre. Doch nun stelle mir doch Deine Familie vor, mein guter Albert, damit ich auch diese an mein freudiges Herz drücken kann."

„Hier, mein Vater," entgegnete Albert, indem er seine Gattin und seinen Bruder bei der Hand nahm, „stelle ich Ihnen meine Gattin, meine geliebte Henriette vor, und in diesem Knaben meinen Bruder, den Sohn meiner Mutter."

Die letzte Nachricht schien den alten Maubert schmerzlich zu berühren, doch er verwischte schnell seine bittern Gedanken und Henriette einen Kuß

auf die Stirn drückend, sagte er ihr: „Sie sind meines Sohnes Gattin, daher auch meine Tochter, dieser Kuß sei Ihnen Vaterkuß, liebet einander, seid glücklich. Und Du, mein kleiner Sohn, bist meiner Gattin Kind, Du sollst auch das meinige sein.“ Mit unterdrückten Thränen fügte er hinzu: „Wenn Du keinen liebenden Vater hast, so sollst Du in mir einen finden. Der heutige Tag ist ein Freudentag in jeder Beziehung für mich, der Himmel schenkt mir statt eines Sohnes drei Kinder. Nun wollen wir diesen Tag auch recht heiter, recht fröhlich begehen.“

„Gott sei Dank,“ fiel Mutter Rénaut ein, jetzt kann ich auch einmal mitreden, bis diesen Augenblick habe ich schweigen müssen, nun soll aber die Wirthin sprechen. Kinderchen, jetzt nehmt einmal Platz an der Tafel, denn Mittag ist vorüber, die Speisen sind am Ende schon unschmackhaft geworden, doch das schadet nichts, die Freude des Wiedersehens und ein Glas Wein werden sie schon würzen. Ich besorge jetzt alles, daher nehmt Platz und hebt auch mir einen anständigen Platz auf.“ Mutter Rénaut eilte hinaus, während sich alle an der Tafel placirten, bald darauf kehrte dieselbe zurück

und ein Mädchen trug auf, was nur Küche und Keller herzugeben vermochten.

Die Tischgesellschaft war heitern, vergnügten Sinnes, nach so viel überstandenen Leiden war es auch natürlich, daß sich die zusammengefundenen Familien ganz der Freude überließen. Nach Tische sollte der alte Maubert seine Geschichte zum Besten geben, doch gewährte er diesem Verlangen nicht, denn der heutige Tag sollte ihm nicht durch trübe Erinnerungen gestört werden, er verschob daher die Erzählung auf einen der nächsten Abende.

Albert mußte aber erzählen, wie er hinter das Geheimniß, daß sein Vater noch leben könnte, gekommen sei, und gab dieser Bitte auch nach, indem er des Richters Mittheilungen erzählte und dessen jetzigen Aufenthalt kundgab; auch Helenens, seiner Mutter, Wiederfinden berichtete Albert, so wie deren Entschluß, im Kloster der barmherzigen Schwestern ihre Sünden zu verbüßen.

Da Albert geendet, faltete der alte Maubert seine Hände und sprach feierlich: „Gott vergebe ihr, wie ich ihr vergebe.“

Die Tafel wurde abgeräumt, doch blieben Alle noch fröhlich beisammen sitzen und unterhielten sich

von guten, bessern Zeiten, gar nicht der Drangsale gedenkend, welche sie erlitten hatten. Doch der Wein, die Aufregung und vor Allem die Erschöpfung von der Reise bei des Malers Familie, ließ Alle nach Ruhe und Erholung begehren, und so trennte sich endlich die Gesellschaft, um neugestärkt den Abend munter und fröhlich beisammen zuzubringen, nachdem sie sich einige Stunden ausgeruht.

Des alten Mauberts Leiden.

Mehre Tage waren schon seit der Wiedervereinigung dieser Familie vergangen und der alte Maubert hatte noch immer nicht seine Geschichte erzählt, Albert erinnerte seinen Vater nicht wieder daran, denn diese Erzählung mußte alle ausgestandenen Leiden demselben noch einmal vorführen und ihm gewiß bittere Erinnerungen erwecken. Albert, wie auch die Uebrigen, verzichteten daher ganz auf des alten Mauberts Erzählung, als dieser eines Abends von selbst sich daran erinnerte und seine Vergangenheit noch einmal, aber zum letzten Male sich vorführen wollte.

„Wie ich aus meinem Pachthof vertrieben," begann er seine Erzählung, „ist Euch Allen bekannt, da Albert meine Geschichte bis dahin kennt und sie Euch mitgetheilt hat. Duval, der Richter des Or=

tes war durch die Schönheit meiner leichtsinnigen Gattin verführt und ließ sich zu jenem Verbrechen an mir verleiten; daß er meinen Tod nicht herbeiführen wollte, konnte ich aus seinem Verfahren gegen mich abnehmen, denn sonst hätte er mich dem Hungertode preisgeben können und kein Mensch im ganzen Orte hätte dem Richter die Schuld an meinem Verschwinden beigemessen, denn an meinen Tod glaubte Niemand, sondern man nahm an, ich sei aus Verdruß über die unglückliche Ehe mit meiner Gattin davon gegangen."

„Der Richter, meine Kraft, meine Hitze kennend, speculirte daher ganz richtig, mich erst so abzuspannen, geistig und körperlich, daß ich ihm nichts zu Leide thun könnte, denn obgleich er selbst stark und nervig gebaut war und eine ziemliche Kraft besaß, konnte er sich doch in jener Zeit nicht mit mir messen. Auch glaubte er, daß ich durch diese Erschlaffung eher in seinen Vorschlag willigen werde. Die lange Gefangenschaft in jenem engen Raume ohne Luft, ohne Licht, sogar ohne hinreichende Nahrung, hatte mich so erschöpft, daß mir der Vorschlag Duvals, meinen innegehabten Wohnsitz zu verlassen, einen andern Namen zu führen und fern

von meiner Heimath meine Tage zu verleben, ein angenehmer war und ich ihm gern den furchtbaren Eid schwur, welchen er mir vorsagte, damit ich nur meiner Gefangenschaft erledigt würde. Ob ein erzwungener Eid ein gesetzlich gültiger ist, habe ich nie untersucht; ich habe den Eid gehalten und hätte mich Duval nicht selbst meines Eides entbunden, so wäre dies Geheimniß nicht eher an den Tag gekommen, bis ich sichere Kunde von Duvals Tode gehabt hätte, oder es wäre mit mir zu Grabe gegangen."

„Als ich jenen Eid geschworen, ließ mich Duval aus meinem Gefängniß, stärkte mich so viel, als mir zuträglich war, mit Wein und kräftigen Speisen und brachte mich dann selbst nach Paris, wo er mir noch einmal den Eid schwören ließ, mir aber dann gestattete, mich daselbst einige Zeit aufzuhalten, um mich wieder zu kräftigen. Diese Erlaubniß war aber auch sehr nöthig, denn ohne Zeit zur Erholung wäre ich auf einer längern Reise unbedingt zu Grunde gegangen, so fürchterlich war mein kräftiger Körper zerstört. Endlich fühlte ich mich stark genug, eine Reise zu unternehmen, der Aufenthalt in Paris gefiel mir so nicht besonders,

da ich stets in der Angst leben mußte, meinen Eid gebrochen zu sehen, da mich leicht Jemand erkennen konnte, obgleich mein Aussehen sich sehr verändert hatte und ich mir gar nicht mehr glich."

„Da mir Duval eine nicht unbedeutende Summe Geldes gegeben, sei es als Entschädigung für meine ihm abgetretenen Rechte, oder fühlte er wirklich Mitleid mit mir, ich kann es nicht entscheiden, so trat ich die Reise nach meiner ehemaligen Heimath, nach der Provence an, doch wählte ich mir nicht meinen Geburtsort, da mich dort gewiß Einer oder der Andere erkannt haben würde, sondern nahm Dienste bei einem reichen Kaufmann aus Marseille, dessen Gut, welches zwischen Marseille und Aix lag, ich verwaltete. In diesem neuen Wirkungskreis ging es mir ziemlich gut und ich wäre wahrscheinlich dort geblieben, hätte mich nicht nach Jahren mein unglückliches Geschick und mein Eid von da vertrieben. Nämlich einer meiner frühern Bekannten sah mich, erkannte mich; trotz des angenommenen Namens ließ er sich nicht täuschen, und um nicht das Verbrechen des Meineides auf mich zu laden, floh ich bei Nacht und Nebel, und siedelte mich ungefähr acht Meilen von Aix an, hier

war ich zwar sicher vor jenem Bekannten, welcher mich erkannt hatte, doch nicht sicher vor neuen Entdeckungen, die ich auch befürchtete, welche aber nicht eintraten.“

„Mein kleines Domicilium brachte mir so viel, als ich brauchte, ein, doch konnte ich mich nicht glücklich preisen, da ich, einem Verbrecher gleich, stets die Entdeckung meines wahren Namens fürchten mußte; ich zog öfter Erkundigungen aus der Provence ein, doch nie erlangte ich die befriedigende, nämlich die einer vorgegangenen Veränderung der Verhältnisse des Richters zu meinem Gunsten, meine Lage blieb also dieselbe. So vergingen Jahre, ich blieb der finstere Pächter Lerouge, unter einem andern Namen kannte man mich nicht und würde vielleicht noch jetzt unbekannt dort leben, hätte die Revolution nicht auch mein Schicksal umgestürzt. Auf meine fortwährenden Erkundigungen erhielt ich auch einst die Nachricht, daß Duval von einer Horde jener Freiheitsmänner, welche im Lande umherzogen, aufgegriffen sei und sein Tod die gewisse Folge sein werde; doch die nächste Nachricht brachte mir dessen Entweichen und ich war nach wie vor an meinen Eid gebunden.“

„Was ich während dieser Zeit erlitten, kann ich nicht beschreiben, denn ich war Gatte und hatte kein Weib, doch ich hatte ein Weib, welche mich alle die Qualen leiden ließ, welche mir diese Qualen bereitet hatte; ich war Vater und hatte keinen Sohn und hätte ich ihn vielleicht zufällig gefunden, so durfte ich mich ihm nicht zu erkennen geben, denn mich band ein furchtbarer Eid. Ich besaß einen ehrlichen, unbescholtenen Namen und durfte ihn nicht nennen, sondern mußte zittern, wenn ich nur daran dachte, daß ein Mensch mich unter diesem ehrlichen Namen erkennen konnte. Daß ich daher ein finsteres Wesen angenommen, kann Niemand wundern, ich war fast menschenscheu geworden. Ein Zufall brachte mich erst später in die Nähe meines alten Freundes, meines biedern Rénaut, welchem die Revolution eben so viel schadete, als sie mir nützte."

„Daß die Revolution mich nicht berührte, war einfach, ich blieb allen politischen Angelegenheiten fern, ich hatte gar kein Interesse, siegte die Revolution oder die Monarchie, mir galt es gleich, ich war neutral, ich war mehr, ich befand mich in einer Lethargie, in welcher mir sogar das Geschick

des Vaterlandes gleichgültig war, mir, der ich immer mit Leib und Leben an dem Geschick Frankreichs Theil genommen. Ja, selbst die Berichte, welche ich von dem Kampfplatze der Revolution zu Augen bekam, ließen mich gleichgültig, denn ich konnte meiner Ansicht nach nichts gewinnen, nichts verlieren. Dennoch gewann ich durch die Revolution Alles, die Revolution erstritt mir meinen Sohn, meinen Namen, sie entband mich meines Eides und gab mir meine Freiheit wieder, denn ich war gefesselt in meiner Freiheit, gefesselt durch die ehernen Banden eines fürchterlichen Eides."

„Eines Tages ging ich mehre Stunden von meinem damaligen Wohnsitz in der Gegend umher, um Einkäufe in Hafer zu besorgen, da ich ebenfalls immer Einquartierung bekam und in unserm Orte schon längst kein Hafer mehr aufzutreiben war. Ich trat auch hier in diese Meierei ein, um darnach zu fragen, da kommt mir mein alter, guter Freund Rénaut entgegen, ich erkannte ihn gleich, gern hätte ich mich ihm zu erkennen gegeben, doch ich gedachte meines Eides und schwieg. Aber meine Vorsicht war umsonst, Rénaut erkannte mich, und als ich nicht Rede und Antwort stehen wollte, son=

dern behauptete: er irre sich, nahm er mich beim Arm und schleppte mich in dies Zimmer, wo Mutter Rénaut saß, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Bei meinem Eintritt sprang sie vom Sessel auf und rief freudig erstaunt aus: „„Sehe ich recht, unser alter Freund Maubert?"" Ich leugnete nach wie vor, gab meinen angenommenen Namen Lerouge an, doch es half Alles nichts. Mein alter Freund entgegnete mir auf alle meine Einwände: „„Ihr seid mein Freund Maubert und ob Ihr Euch auch Lerouge nennt, das bleibt sich gleich; Ihr mögt Eure Gründe dazu haben, ich verlange sie nicht zu wissen, doch mein Freund seid Ihr und könnt es nicht ableugnen, ich habe Euch gefunden und nun dürft Ihr uns nicht wieder verlassen, denn mir scheint, daß Ihr ganz besondere Unglücksfälle gehabt haben müßt, daß Ihr Euren ehrlichen Namen verleugnet. Wie dem auch sei, Ihr bleibt bei mir und damit Punktum."" Daß Rénaut Dich, mein Sohn, kannte, verschwieg er mir gänzlich und erforschte erst, wie es mit mir stand. Ich theilte ihm Alles mit, so weit ich es vermöge meines Eides konnte und machte mich sogar verbindlich, zu ihm zu ziehen, mein kleines Besitzthum zu verkaufen, doch nur unter der

Bedingung, wenn ich ihm nur Lerouge und nicht mehr Maubert sein könnte, sogar mußte er mir versprechen, mich in Schutz zu nehmen, wenn mich zufällig Jemand erkennen sollte, denn Niemand dürfe mich unter dem Namen Lerouge vermuthen. Ich versprach ihm dagegen, so bald es mir erlaubt sein werde, ihm Alles mitzutheilen, was mich zu dieser Vorsicht zwänge, doch jetzt könne und dürfe ich ihm nichts mittheilen."

„Da ich wußte, daß Rénaut meine Verhältnisse von früher kannte, so bat ich ihn, nie etwas davon zu erwähnen, mich nie daran zu erinnern, und bemerkte ihm auch, daß selbst mein Sohn meinen Aufenthalt nicht wissen dürfe, wie ich mich auch nie um dessen Aufenthalt gekümmert habe. Rénaut erstaunte über diese Nachrichten, dennoch vertraute er meiner Rechtschaffenheit und ich ward jetzt Hausgenosse meines alten guten Freundes Rénaut. Jetzt begann allmählig die Rinde sich von meinem Herzen zu lösen und ich wurde wieder menschenfreundlicher, ich nahm Theil an den Schicksalen des Vaterlandes, las Zeitungen und wurde nach und nach der frühere Maubert wieder, nur daß ich mich nicht so nannte."

„Mein Unglück verfolgte mich jetzt weniger als früher, ich wurde mit meinem Schicksal immer mehr und mehr ausgesöhnt, zumal ich eigentlich leibliches Unglück außer der furchtbaren Gefangenschaft nicht zu ertragen gehabt, denn fast immer ist es mir leidlich ergangen; wie es aber mit meinem Seelenzustand beschaffen, das mitzutheilen, ist mir unmöglich, von der Gattin, von dem Freunde betrogen und mißhandelt, das greift an's Leben; wäre es mir schlecht ergangen und dieser Wurm hätte nicht immer an meiner Seele genagt, so hätte ich mein Unglück ruhig und standhaft ertragen, aber von der Gattin betrogen zu sein, das konnte ich kaum ertragen."

„Daß Duval meiner Gattin Liebe zu erringen strebte, lag in meines leichtsinnigen Weibes leichtfertigem Lebenswandel, daß sich also Duval bemühte, ihr zu gefallen, rechne ich ihm nicht gar zu hoch an, denn Helene mußte den schwachen Menschen umstricken, sie war ein schönes Weib. Daß er sich aber so fürchterlich durch meine Gefangenhaltung an mir verging, war sehr unrecht, und dennoch ist er selbst deswegen zu entschuldigen, da er auf andere Art und Weise nicht in den Besitz dieser Syrene

kommen konnte, daß aber meine Gattin, welche ich so heiß, so innig geliebt, mich hinterging und später, als wir schon in Unfrieden lebten, die Hand zu diesem Bubenstück bot, dies kann ich ihr wohl jetzt nach Jahren vergeben, vergessen nimmer. — Nun, Gott sei Dank, mein Unglück ist jetzt zu Ende, denn mit dem Einzug in dies Haus verließ mich auch der nagende Wurm an meinem Herzen, und als ich nun gar den Sohn, die Kinder fand, da wurde mein Glück vollständig, jetzt bin ich zufrieden, jetzt wünsche ich nichts mehr."

Hier endete der alte Maubert seine Geschichte, welche er so kurz zusammengefaßt hatte, als möglich, denn in seinem jetzigen Glück war es ihm höchst unangenehm, sich die Gegenwart durch die Vergangenheit zu verbittern.

Albert ergriff das Wort: „Theurer Vater, ich muß Sie dennoch im Namen der beiden Schuldigen um etwas fragen, Sie wissen, daß beide, Helene und Duval, in sich gegangen sind und sich bessern, mir trugen sie aber auf, wenn ich Sie, theurer Vater, wiederfinden sollte, Sie um Ihre Vergebung für die Schuldigen anzuflehen, damit ich ih-

nen den süßen Trost schreiben könnte, ihre Missethaten seien ihnen vergeben.“

„Dann schreib ihnen,“ entgegnete mit Würde der alte Maubert, „daß ich ihnen vergeben hätte, möge auch Gott nicht mit ihnen in's Gericht gehen.“

Nun machte Albert seinen Vater mit der namhaften Schenkung bekannt, welche Duval, der Richter, diesem ausgesetzt hatte, welchen Umstand jedoch Albert bis jetzt absichtlich verschwiegen, um erst seines Vaters Gesinnung gegen die Feinde kennen zu lernen, denn er wollte des Vaters Verzeihung keinem unedeln Motive verdanken, aber jetzt durfte er ohne Bedenken diesen mit der Schenkung Duvals bekannt machen, ohne fürchten zu müssen, dadurch einen Einfluß auf die Gesinnung seines Vaters auszuüben. Er theilte ihm auch mit, daß derselbe auch für Helene und Georg etwas ausgesetzt, daß überhaupt aus seinem jetzigen Lebenswandel hervorging, sich ernstlich bessern zu wollen. Auch seiner Mutter gedachte der edle Sohn und erzählte dem Vater, wie auch sie den festen, ernstlichen Willen zeige, sich zu bessern und sich einen schweren Beruf gewählt, einen Beruf, der sogar gefährlich genannt werden dürfe, da es sich oft ereigne, daß eine der

Schwestern jenes Klosters ihrem heiligen Berufe erlåge und durch ansteckende Krankheiten ihr Leben geendet würde.

„So gebe Gott seinen Segen, daß beide ihren Entschluß ausführen und der Menschheit wenigstens noch in ihren letzten Tagen nützen, da sie ihre Jugend nur der Sünde widmeten. Gott gebe ihnen Kraft, ihren Entschluß bis an's Ende ihres Lebens auszuführen, und vergebe ihnen ihre Sünden, Amen.“ — Doch nun weg mit der Vergangenheit, welche für uns Alle nicht freudig war, genießen wir die heitere Gegenwart und verbittern uns dieselbe nicht durch traurige Erinnerungen.“

Die verschiedenen Familien, jetzt eine einzige bildend, befolgten des alten Maubert Rath und der Abend verfloß unter den heitersten Gesprächen mancherlei Art, bis endlich die Glocke die Glücklichen an die Stunde der Ruhe mahnte, welcher Mahnung sie auch Gehör schenkten und jedes nach herzlichem Wunsche einer guten Nacht sich nach seinem Kåmmerlein begab.

Ein unerwarteter Gast.

In ruhiger Gemüthlichkeit verfloß der sich ansehnlich vergrößerten Familie die Zeit, am Tage besorgte jedes Mitglied derselben seine Geschäfte, der Abend war der Erholung, der Zerstreuung, der Unterhaltung gewidmet. Maubert half seinem alten Freunde Rénaut in der Oekonomie der Meierei, Mutter Rénaut besorgte die Hauswirthschaft, worin sie von ihrer Tochter Henriette unterstützt ward, diese beschäftigte sich außerdem noch mit feiner, weiblicher Arbeit; Georg betrieb die höhern Wissenschaften, das heißt, er übte sich im Lesen und Schreiben, Albert war sein Lehrer und dieser Letztere lag seiner Kunst tüchtig ob und gestand sich selbst, daß er noch nie so fleißig gewesen sei, als jetzt, doch er kannte auch den Grund seines Fleißes, seiner Ausdauer und Liebe zur Kunst, er stand auf der Höhe,

wohin nicht jeder Künstler gelangt, seine Verhältnisse waren der Art, daß er nicht mehr der Kunst fröhnen mußte, um für den andern Tag der Sorgen seiner Existenz enthoben zu sein, nein, er konnte jetzt ruhig der Kunst seine Thätigkeit widmen, wenn er den innern Drang fühlte, etwas Großes zu schaffen, die Nothwendigkeit zwang ihn nicht mehr, Farben zu vergeuden, um Bilderchen zu schaffen, welche einen schnellen Absatz erwarten ließen, nein, er lebte der Kunst als Künstler, was sein Geist erdachte, übergab er der Leinwand und hauchte Leben in die todten Gegenstände, er schuf Gemälde, keine Bilder mehr.

Dies war die Thätigkeit Aller, welche sich jeden Tag erneute, daher auch wenig Abwechselung in das stille Familienleben brachte, dennoch war die Familie eine glückliche zu nennen, denn sie war zufrieden. So vergingen Wochen, nichts störte das Einverständniß der zahlreichen Familie, jedes besorgte seine Geschäfte und freute sich des Abends, der Alle vereinigte, jeder Abend war ihnen ein Familienfest.

Mehre Wochen waren seit der Vereinigung der Familien vergangen, da ereignete es sich, daß das Einerlei der Bewohner der Meierei durch einen un-

erwarteten Besuch eines im ersten Augenblicke nicht angenehmen Gastes gestört wurde.

Eines Tages, Rénaut und Maubert waren im Garten hinter der Meierei beschäftigt, Albert und Georg befanden sich in ihrem Zimmer, nur Mutter Rénaut und Henriette saßen im Wohnzimmer, trat ein Mann in dasselbe und begrüßte ehrerbietig die beiden Frauen; doch kaum hatte Henriette des Eintretenden Gesicht erblickt, als sie emporsprang und ein Schrei den unangenehmen Eindruck bekundete, den der uns noch Unbekannte ihr verursacht. Auch Mutter Rénaut hatte ängstlich erstaunt ihren Sitz verlassen und blickte fragend aber finster in das Gesicht des Eingetretenen.

Der Schrei Henriettens war zu Alberts Ohren gedrungen, dieser kam mit Georg herbeigeeilt und hielt noch Pinsel und Palette in der Hand, denn da er ein Unglück vermuthete, hatte er sich nicht erst Zeit genommen, diese Gegenstände wegzulegen. Als er eintrat, sah er seine Henriette blaß und ängstlich zitternd einem Manne gegenüber stehen, welcher durchaus keine bösen Absichten zu haben schien, dennoch befremdete ihn der Mutter finsteres Ansehen und er fragte den Fremden: „Was führt

Sie hierher, mein Herr, was suchen oder wünschen Sie?"

„Mein Herr," entgegnete der Fremde freundlich, beinahe bittend, „Sie sind mir so fremd, als ich Ihnen, doch scheinen Sie ein Recht zu dieser Frage an mich zu haben und gern würde ich Ihnen eine genügende Auskunft geben, doch kann ich diese nur Rénaut selbst geben, da Sie mich nicht verstehen würden. Der Angstruf der Tochter meines ehemaligen Freundes ist mir erklärlich, doch versichere ich Sie, daß ich in keiner bösen Absicht hier erschienen bin, obgleich die Frauen Ursache haben, mich zu verabscheuen. Wollen Sie mir meine Bitte gewähren und meinem ehemaligen Freunde Rénaut die Ankunft eines Fremden melden lassen, so wird Ihnen dann später Alles klar werden, doch ich hoffe Verzeihung zu erhalten, wenn schon ich mich sehr an meinem guten, ehrlichen Rénaut und dessen Familie vergangen habe."

Albert kannte den Mann nicht, wußte auch nicht, welches Verbrechens er sich beschuldigte, schickte daher, um hinter dies Geheimniß zu kommen, Georg nach dem Garten, um Rénaut von des Fremden Ankunft zu unterrichten; doch als der Knabe gehen

wollte, traten Rénaut und Maubert schon in das Zimmer.

Rénaut erblickte kaum den Fremden, als sein Gesicht einen finstern Ausdruck annahm, der Fremde jedoch ging ihm entgegen und mit bittender Geberde reichte er Rénaut die Hand, welche dieser nicht annahm. Streng fragte Rénaut den Fremden: „Was führt Euch in meine Meierei, welche Ihr mir schon einmal entrissen habt, wollt Ihr meine Freundschaft, welche ich Euch stets geschenkt habe, zum zweiten Male mißbrauchen? — Nein, Naurice, Freund Rénaut ist vorsichtig geworden, er verschenkt jetzt seine Freundschaft nicht mehr so leichtsinnig, als früher. Doch was führt Euch hierher, Ihr seht, Eure Gegenwart ist keine erwünschte.“

Naurice, ein ehemaliger Freund Rénauts und dessen Verräther, ertrug ruhig dessen harte Vorwürfe und vertheidigte sich durchaus nicht, sondern entgegnete demüthig im Bewußtsein seines begangenen großen Unrechtes: „Daß mein Empfang kein anderer sein konnte, habe ich erwartet, denn ich habe ihn nicht besser verdient, ich kam auch nicht der freundlichen Aufnahme wegen, sondern ich komme, um mir Eure und Eurer Familie Verzeihung für mein scheuß-

liches Vergehen zu erbetteln; ich kenne Euch, Rénaut, Ihr laßt mich nicht ohne Verzeihung von hier ziehen, wenn Ihr gehört habt, wie auch ich gelitten, wie bald mich die gerechte Strafe ereilte, die ich verdient habe, da ich den besten Freund verrieth, ihn um Freiheit, ja ihn bald um das Leben gebracht hätte. Aber, mein theurer Rénaut, bei unserer ehemaligen Freundschaft beschwöre ich Euch, hört mich an, hört, was ich wegen dieses Verbrechens erlitten und wie aufrichtig meine Reue ist, und dann, dann jagt mich hinaus in die Verzweiflung, oder gebt mir das Leben, verzeiht mir!"

Noch immer finstern Blickes, fragte Rénaut: „Was trieb Euch an, mich zu verrathen, meine Freundschaft so zu mißbrauchen, daß Ihr, dem ich mich anvertrauet hatte, hinginget und mich als einen Staatsverräther dem Untergange preisgabt?"

„Gebt mir einen Stuhl, ich bin erschöpft, dann setzt Euch um mich und hört mich an. Was mich antrieb, Euch, meinen Freund, zu verrathen, ich weiß es nicht, der böse Feind hatte mich umstrickt, ich mußte ein Verbrechen begehen, ich konnte nicht anders, eine höllische Macht trieb mich unaufhörlich dazu. Ihr wißt, daß ich in jener Zeit mich dem

Laster des Trunks ergeben hatte, alle Eure Mahnungen, einen bessern Lebenswandel zu führen, ließ ich unbeachtet, bis endlich Eure Prophezeihung eintraf und ich mein elterliches Erbe vergeudet hatte und zum Bettler hinabsank. Aber nicht genug, daß ich ein Bettler war, ich wurde ein Verbrecher, mein selbst verschuldetes Unglück machte mich ungerecht gegen Euch, ich brandschatzte Euch täglich, nahm jedoch Euren Vorschlag, bei Euch zu bleiben, nicht an, denn ich hätte mich sonst ändern müssen; da Besserung also bei mir nicht vorauszusehen war, so entzogt Ihr mir Eure fernere Hülfe und ich, um mich an Euch zu rächen, ging hin und verrieth in einem Anflug von Rausch und Rachbegier Euer mir früher anvertrautes Geheimniß, Frankreich zu verlassen. Zu jener Zeit war es ein Verbrechen und Ihr wurdet durch meine Schändlichkeit einem Verbrecher gleich in der Nacht aus den Armen Eurer Lieben gerissen und in's Gefängniß durch Euren Freund geworfen."

„Als mir meine Verrätherei gelungen war, erwachte jedoch mein Gewissen, ich hätte gern das Geschehene ungeschehen gemacht, doch es war zu spät; als man Euch aber nach Paris abführte, wurde es

mir bange um Euch und mein Gewissen machte mir bittere Vorwürfe, ich sah mich hinabgesunken zum Verbrecher, zum Verräther an dem Freunde, zum Mörder. — Nirgend fand ich Ruhe, überall stand mir Euer Bild vor Augen, ich hielt es nicht mehr in dieser Gegend aus, denn aus jedes Menschen Blick las ich die Verachtung gegen mich, ich machte mich daher auf und unternahm die Reise nach Paris, um vielleicht Euch dadurch zu befreien, daß ich mich der falschen Angeberei beschuldigen wollte, doch Ihr hattet bereits eingestanden, daß Ihr die Absicht gehabt, Frankreich zu verlassen. Meine Ankunft in Paris, Euch zu helfen, war unnütz. Jetzt stand ich in der großen Stadt Paris allein, ohne Mittel zu leben und ohne Lust, etwas zu verdienen; ich trank wieder und versuchte, mich zu betäuben. Bald fand ich Gesellschaft, es waren Spitzbuben, entlassene Sträflinge, mit einem Wort Gesindel der schlechtesten Art, an diese schloß ich mich an und wurde nun ganz zum Verbrecher. Die Revolution ward von uns nur benutzt, um im Trüben zu fischen, aber nicht nur, daß wir Diebe waren, wir wurden Denuncianten, wir wurden die verächtlichsten Verbrecher, denn uns fehlte sogar der

Muth zum Verbrechen, daher schlichen wir umher und suchten uns unsere Opfer, welche wir dann als Vaterlandsverräther anzeigten und welche sich nicht einmal vertheidigen konnten und durften, denn wir machten die Ankläger und halfen uns gegenseitig als Zeugen, unsere Opfer waren daher jedesmal des Verbrechens durch Zeugen überwiesen, und nur große Summen retteten dieselben aus einer langwierigen Gefangenschaft, indem dann später ein schändlicher Winkeladvokat die Vertheidigung der von uns Angeschuldigten übernahm und dieselben ohne Mühe wieder frei machte."

„Dieser schändliche Advokat trieb sein Wesen mit großem Glück, uns hatte er förmlich gedungen, denn er zahlte uns für jede Denunciation aus und gab uns auch stets selbst die Opfer an, die er sich ausersehen, meistens Leute, die eine ansehnliche Summe für die Erlangung ihrer Freiheit zahlen konnten."

„Und wo trieb dieser Advokat sein Unwesen, wo war seine Wohnung?" fragte Albert gespannt den Erzähler.

„Seine Wohnung haben wir nicht kennen gelernt, da er uns nie zu sich kommen ließ, sondern

uns stets in eine Tabagie auf dem Boulevard beschied.“

„Und welche Schenke besuchte er daselbst am öftersten?“ fragte nochmals Albert.

„Die Schenke der Madame Léon, diese war sein Hauptaufenthalt, obgleich er auch noch einige andere besuchte.“

„Dachte ich es doch, daß dieser Schurke ein Bösewicht durch und durch sei, doch, Gott sei Dank, ich habe ihn unschädlich gemacht; er sitzt jetzt im Gefängniß und wird wohl so bald nicht wieder frei kommen.“

„Sind Sie auch dessen ganz sicher, mein Herr?“ fragte zweifelnd Maurice den Maler, „ich müßte mich sehr getäuscht haben, wenn ich ihn nicht den letzten Tag vor meiner Abreise von Paris auf dem Boulevard an mir eilig vorüberschreiten sah, wenn Sie die Ursache seiner Verhaftung gewesen sind, so seien Sie auf Ihrer Huth, denn einen rachsüchtigeren Menschen habe ich nicht kennen gelernt. — Doch wieder auf meine Erzählung zu kommen, wir standen also, so zu sagen, in des Advokaten Sold und befanden uns ganz wohl; zum Ueberlegen meines schlechten Lebenswandels blieb mir keine Zeit,

da meine Collegen mich stets aus einem Gelage in das andere schleppten und mich nie zu mich selbst kommen ließen. Ich lernte in jener Zeit die Verworfenheit in ihrer ganzen Größe kennen, noch schaudere ich zurück, wenn ich daran denke, selbst einer jener Verworfenen gewesen zu sein."

„Um ganz deutlich zu werden, muß ich bemerken, daß ich mich der Umsturzparthei anschloß, ich ward Jacobiner, in allen Clubbs war ich anzutreffen, überall lauschten wir und wehe dem, der ein Wort der Unzufriedenheit fallen ließ, er wurde denuncirt, Zeugen bekräftigten unsere Aussagen, er hatte nur noch die Wahl zwischen Gefangenschaft und Geldopfer. Natürlich war die Wahl nicht schwer und unser Advokat befreite gewöhnlich in acht Tagen diejenigen, welche seinen unverschämten Forderungen genügten. Der zehnte August war verflossen und das Volk souverain erklärt, wir hielten uns für die Souverainetät des Volkes und brandschatzten daher offen und geheim das Volk, der zweite September und die darauf folgenden Tage machten uns ganz zu Herrschern, ein gleichgültiger Blick war hinreichend, den unbescholtensten Mann ins Gefängniß zu bringen; vielleicht wäre ich nie wieder auf bessere Wege

gerathen, hätte mich nicht ein Zufall dahin zurückgeführt, denn mein besseres Ich war verschwunden, mein Gewissen schlummerte, welches einst mir so viele Gewissensbisse verursacht hatte, und nur durch einen Gewaltstreich konnte es erweckt werden."

„Eines Tages zogen wir wie gewöhnlich in der Umgegend von Paris umher, um Schuldige aufzusuchen; wir machten endlich fünf Stunden von Paris Halt und quartierten uns ohne viele Umstände in einer Scheune ein, die Bewohner des Ortes brachten uns mit der größten Bereitwilligkeit Speisen und Getränke, und unsere Verpflegung ließ sich besonders ein reicher Pächter angelegen sein, welcher uns reichlich mit Wein versah. Unsere Horde konnte gegen dreißig Mann stark sein, mehre meiner neuen Freunde waren auch darunter, unser Anführer, ein eifriger Republikaner, benutzte alle Mittel, um Feinde des Vaterlandes zu finden und kannte kein Erbarmen, wenn er einen überwiesenen Landesverräther ausfindig gemacht. Um so mehr mußte sein Benehmen uns gegenüber Aufsehen erregen, welches er annahm, als er hinter unsere Schliche kam. Einer meiner Freunde und ich lagen unmittelbar nebeneinander auf einer Streu in der Scheune, welche

nur sehr nothdürftig von einer trüben Laterne erleuchtet wurde, gleich neben uns lag der Anführer unserer Horde, die Mehrzahl der Mitglieder dieser Bande schliefen, alle jedoch lagen auf ihrer Streu."

„Mein Freund, welcher die Streu mit mir theilte, hatte sich einen Plan ausgesonnen, welcher uns, wenn wir wieder nach Paris kämen, ein gutes Douceur von jenem Advokaten eintragen sollte und theilte mir mit, daß der reiche Gutsbesitzer in diesem Orte ein Paar liederliche Arbeiter entlassen hätte, diese seien gar nicht abgeneigt, als Zeugen gegen ihren ehemaligen Herrn aufzutreten und denselben des Verbrechens des Hochverrathes gegen ein Geschenk zu beschuldigen. „„Ich habe diesen Abend mit jenen Leuten gesprochen, wir beide, Du und ich, klagen den Gutsbesitzer an, Zeugen können wir stellen, also kann es uns nicht fehlen —"", er wollte noch weiter sprechen, doch ein furchtbarer Faustschlag ins Gesicht meines edeln Freundes, welcher, so wie ich es gethan, einen Mann, der uns nur Gutes erwiesen, ins Gefängniß bringen wollte, hinderte denselben, noch mehr zu sagen, denn der Schlag, welchen er erhielt, war so stark gewesen, daß mir das Blut von ihm ins Gesicht spritzte. Ein furchtbarer Fluch be-

gleitete diese Handlung und an der Stimme erkannte ich unsern Anführer."

„Das ganze Lager gerieth in Aufruhr, doch der Anführer unseres Haufens stellte bald die Ruhe wieder her, indem er unsere Erzählung kund gab und unter einem gräßlichen Schwure betheuerte, jeden niederzuschlagen, der eine falsche Denunciation brächte. Ich hatte den Aufruhr benutzt, doch als ich eben zur Thür hinaus wollte, bemerkte es unser Anführer und mit ein Paar gewaltigen Sprüngen hatte er mich ereilt und riß mich mit seinem starken Arme sogleich zu Boden. „„Du bleibst bis morgen früh bei uns,"" donnerte er mir zu, „„dann wollen wir untersuchen, inwieweit Du schuldig bist."" Der Wache, nämlich ohne eine solche legten wir uns nie zur Ruhe, gab er den Befehl, auf mich zu achten und alle ferner Wachhaltenden davon zu benachrichtigen, daß gegen mich gleich von der Waffe Gebrauch gemacht werden solle, so bald ich die Absicht äußere, mich zu entfernen."

„Nachdem er dies angeordnet, befahl er mir, mich wieder niederzulegen und ich mußte auf meinem Lager neben meinem im Blute schwimmenden Freunde wieder Platz nehmen, er selbst legte sich ebenfalls

wieder auf sein Lager neben uns und schlief bald darauf ruhig ein. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun, denn die Angst über mein bevorstehendes Schicksal machte mich bangen, auch war meine Lagergenossenschaft nicht angenehm, denn der Geschlagene und in seinem Blute Liegende, röchelte beinahe noch eine Stunde lang, dann wurde er ruhig; er schlief — den Todesschlaf."

„Jetzt erwachte mein Gewissen, ich sah in des Erschlagenen Verbrechen mein eigenes Ich, er wollte einen Mann verrathen, der ihm nichts zu Leide gethan, ich hatte einen Mann verrathen, der mir nur Gutes erwiesen. Ich verbrachte jene Nacht in der fürchterlichsten Angst, denn welch ein Schicksal mich erwartete, wußte ich nicht, doch daß ich nicht ohne eine abschreckende Strafe davonkommen würde, konnte ich mir lebhaft vorstellen. Ich mühte mich ab, einen Gedanken zu fassen, wie ich mich aus dieser Lage brächte, doch meine Anstrengung war umsonst: Flucht wäre das einzige Mittel gewesen, doch die Wache hatte mich und meine Bewegungen fest im Auge. So verging endlich die Nacht und der Morgen dämmerte heran, doch in meiner Seele wurde es immer mehr Nacht, ich zitterte, theilweise vor Frost, größ-

tentheils aber vor Bangigkeit über mein bevorstehendes Schicksal."

„Endlich brach der Tag an und die ganze Bande erhob sich auf ein Zeichen des Anführers, ich wurde zwei Bewaffneten übergeben, welche mich streng bewachten, bis die Bande sich durch ein anständiges Frühstück gestärkt hatte. Jetzt ließ der Anführer zur Sitzung und zur Abstimmung über unser Verbrechen rufen, doch ein Umstand ließ mich mit der Angst davonkommen, dies war der Tod meines Lagergenossen, denn es konnte mir nichts bewiesen werden. Der Anführer gab nochmals eine Vermahnung, unter keiner Bedingung eine falsche Denunciation zu machen, denn jede Uebertretung werde mit Todesstrafe von ihm belegt und er selbst werde sie an demjenigen ausführen, der sie verdient hätte, wenn sich keiner aus der Gesellschaft zum Vollstrecker dieser Strafe finden sollte. Schließlich stellte er mich noch unter die Aufsicht eines jeden Mitgliedes der Bande, damit alle meine Schritte beobachtet würden."

„Der Leichnam des Erschlagenen wurde eingescharrt ohne Sang und Klang; ob er Angehörige hatte, darnach fragte kein Mensch; mir war dies Beispiel von Wiedervergeltung von großem Nutzen,

denn ich sah daraus erst deutlich, wie fürchterlich meine Verbrechen seien, da auch ich die unschuldigsten Menschen der Gefangenschaft überlieferte und, wenn einmal keine Freilassung gegen Unsummen erfolgen würde, auch dem Tode, ohne zu fragen, wer sind die Angehörigen dieses Unglücklichen. Ich stand fürchterlich aus, denn mein Gewissen war wieder erwacht und Euer Bild, guter Rénaut, machte mir gräßlich zu schaffen, selbst im Schlafe stand es vor mir, blutend und mir drohend. Gern wäre ich gleich aus diesem Bunde getreten, doch ich wurde bewacht und mußte daher vorsichtig zu Werke gehen, um mich von jener Bande zu stehlen."

„Endlich gelang es mir, ich hatte mich von meinen Genossen getrennt und eilte sogleich nach dem Boulevard, um jenen Advokaten für mich zu gewinnen, damit er Euren Prozeß führen möchte; im Besitz einiger Goldstücke, welche ich mir erspart, glaubte ich dadurch den Advocaten bewegen zu können, einen Unglücklichen zu retten. Doch mein Flehen war umsonst. Als ich ihm sagte, daß der Gefangene, für den ich ihn um Rettung bâte, ein Unschuldiger sei, lachte er mir ins Gesicht und sagte mir, seine Clienten seien auch unschuldig. Ich wußte

mir nicht zu helfen, da fiel mir ein, den Advocaten durch Drohungen zu zwingen, ich sagte ihm, daß ich hingehen werde, um anzuzeigen, daß er unschuldige Personen durchaus verhaften lasse, um von denselben Geld zu erpressen. Lachend fragte er mich, ob mein todter Freund noch reden könne, ich solle nur hingehen, er würde dann beweisen, daß ich falsche Anzeigen gemacht habe, denn er selbst hätte die Unglücklichen aus der Gefangenschaft befreit und nur Mitleid gegen mich habe ihn bewogen, mein Verbrechen zu verschweigen. — Ich erstaunte über dieses Menschen Frechheit, doch ich konnte nichts gegen ihn unternehmen, da mir Zeugen fehlten und eine Anklage gegen ihn mich selbst in Gefahr gebracht haben würde."

„Jetzt begann wieder eine fürchterliche Zeit für mich, mein Gewissen machte mir gräßliche Vorwürfe, ich fühlte mein großes Unrecht, ich wollte gut machen, was ich verschuldet, doch jede Hoffnung schwand, ich konnte nichts thun, als beten und der Zeit überlassen, wie es Euer Schicksal enden würde. Doch von dieser Zeit an besserte ich mich ernstlich, ich vermied alle Bekanntschaften, welche ich in Paris gefunden und arbeitete gleich einem Tagelöhner, ich

erkundigte mich täglich nach Eurem Schicksal und endlich ward mir die Freude, zu vernehmen, daß Ihr freigekommen wäret. Jetzt wurde mein Seelenzustand erträglicher, mein Gewissen klagte mich nicht mehr so laut an, und tüchtige Arbeit den Tag über ermüdete mich so, daß ich des Nachts von diesem Augenblick an einen ruhigen Schlaf genoß und auch am Tage heiteren Gemüthes wurde. Diese wohlthätige Aenderung meines ganzen Innern sollte jedoch nicht lange Bestand haben, denn eines Tages kam einer meiner Bekannten zu mir, wie derselbe meine Wohnung erfahren, weiß ich nicht, da ich jeden Verkehr mied, und machte mich aufmerksam, daß der Advocat nichts Gutes gegen mich beabsichtige, denn er habe in der Boulevardsschenke erzählt, daß ihm ein liederlicher Kerl, dem er einige Male aus Verlegenheiten geholfen, gedroht habe, anzuzeigen, er hätte sich zwar daraus nichts gemacht, doch als Beispiel wolle er ein Exempel statuiren lassen, damit andere sich nicht vielleicht auch einmal beikommen ließen, ihm zu drohen."

„Mein ehemaliger Freund, welcher mir diesen Dienst erwiesen, sagte mir zugleich, daß ich keinen Augenblick verlieren dürfe, denn meine Verhaftung

könne schon im nächsten Augenblick erfolgen, daher müßte ich sogleich aufbrechen und Paris verlassen. Ich packte meine wenigen Habseligkeiten ein, während dieser Zeit ging mein Freund hinunter und spionirte, auf einmal kam er in Eile herauf und schrie mir zu, mich zu verbergen, da bereits meine Verhaftung im Werke sei. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als aus dem Fenster auf das Dach zu steigen und mich in das angrenzende Haus zu flüchten, um von da aus auf die Straße zu gelangen, da ich nicht wissen konnte, ob nicht unten im Hause noch eine Wache stand, welche mich, im Fall ich den Commissair und seine Begleitung auch überlistete, noch in der Hausflur arretirt hätte. Meine Flucht gelang mir und während man das ganze Haus nach meiner Person durchsuchte, war ich schon vor den Thoren von Paris."

„Allerdings hatte ich mir das höchste Gut, meine Freiheit erhalten, aber jetzt beschäftigte mich eine andere Frage, was sollte ich nun anfangen? Nach meiner Heimath wagte ich nicht zu gehen, denn hier erwartete mich nur Schande und Verachtung und wohl hatte ich sie verdient. — Ich besaß noch etwas Geld und steuerte daher ruhig auf der Land-

straße weiter, aber immer nach der Gegend meiner Heimath, so kam ich endlich nach Lyon. In dieser Stadt beschloß ich zu bleiben und mich nach Arbeit umzuthun, was mir auch endlich gelang; obgleich ich durch meine Arbeit nicht viel mehr verdiente, als ich zum Leben brauchte, lebte ich dennoch glücklicher als in Paris, denn ich war wieder ein besserer Mensch geworden, mein Gewissen machte mir keine Vorwürfe mehr, nur ein Umstand ließ mich mitunter mit meinem Geschicke hadern, daß ich so nah meiner Heimath, mich nicht in dieselbe wagen durfte, wollte ich nicht, daß mich Schande und Schmach daselbst treffen solle."

„Ich bekämpfte daher mein Gelüste, nach der Provence zu wandern, und blieb nach wie vor in Lyon, doch lange konnte ich meine Sehnsucht nach der Heimath nicht unterdrücken, sie erwachte von Neuem und stärker. Ich ging zu meinem Herrn, bat ihn, mir wenigstens acht Tage Urlaub zu geben, da ich, so nah meiner Heimath, dennoch nicht dort gewesen sei und Familien-Nachrichten meine Ankunft dort wünschen ließen. Mein Herr, ein reicher Kaufmann und zugleich Gutsbesitzer, ließ mich sogleich abreisen, gab mir ein kleines Reisegeld zur

Reise und so machte ich mich auf den Weg hierher.“ —

„Unterwegs ward mir mein Herz manchmal recht schwer; wie sollte ich meinem verrathenen Freunde unter die Augen treten, wie sollte ich seine gerechten Vorwürfe von mir abwenden? Dies waren Fragen, welche ich mir stets unbeantwortet vorlegte, denn ich hatte nichts zu meiner Vertheidigung, nur die Hoffnung blieb mir, daß Ihr, theurer Rénaut, und Eure Familie meine Reue anerkennen und mir meine begangenen Verbrechen an Euch vergeben würdet. Unter allen Umständen aber, so dachte ich, unternimmst du diese Reise, damit ich endlich Gewißheit über mein Schicksal erhalten wollte, ich bin gekommen, um mir Verzeihung zu erbitten, ich weiß, mein Vergehen ist doppelt strafbar, denn ich verrieth den besten, den aufrichtigsten Freund. Doch ich habe gelitten, ich kehre zurück als reuiger Sünder und habe mich gebessert; was Freundeswort nicht vollbrachte, meine Besserung, das hat das Schicksal gethan. An Euch, edler Rénaut, ist es jetzt, mein Urtheil zu sprechen, Ihr könnt mir das Leben geben, aber auch den Tod, ich bin auf beides gefaßt, und ich werde nicht murren, wenn Euer Spruch

nicht zu meinem Gunsten ausfällt, bin ich doch der Verbrecher, Ihr der Richter."

Maurice schwieg endlich und sah hoffend dem alten Rénaut, seinem ehemaligen Freund, ins Antlitz, um in dessen Zügen sein Urtheil zu lesen. In Rénauts Innerm wogte es gewaltig, denn es galt, seinem Feinde das Leben oder den Tod zu geben, Maurice hatte ihn an des Grabes Rand gebracht, wäre Albert nicht zur rechten Zeit erschienen, so wandelte er vielleicht nicht mehr unter den Lebenden. Alle blickten gespannt auf Rénaut, dessen Züge den Kampf seines Innern verriethen, und warteten dessen Ausspruch.

Endlich siegte Rénauts gutes Herz und er entgegnete dem zitternden Maurice: „Was Ihr mir auch Böses für alles Gute, das ich Euch erwiesen, zugefügt habt, es sei vergessen und vergeben, da Ihr Eure große Schuld eingesteht und Euch das Schicksal schon bestraft hat, Ihr auch gebessert zurückkehrt und um Vergebung mich und meine Familie anfleht. Daß Ihr Euch aber eine solche Demüthigung zugezogen, ist Eure eigene Schuld, hättet Ihr meinen Warnungen zu jener Zeit Gehör gegeben, so wäret Ihr noch der angesehene Maurice,

während Ihr jetzt — doch mir kommt es nicht zu, Euch zu demüthigen, ich vergebe Euch von Herzen."

Da drückte Maurice seines ehemaligen Freundes Hand, nahm dann die Hände der Mutter Rénaut und deren Tochter und fragte bittend: „Wollen Sie auch mir, dem falschen Freunde, verzeihen, was ich Ihnen zu Leide gethan?"

Beide Frauen ließen dem reuigen Sünder ihre Hände und lispelten leise: „Wir vergeben!" mehr konnten sie nicht vor Rührung hervorbringen, denn des alten Maurice tiefe Demüthigung schmerzte sie fast so sehr, als sie demselben selbst wehe thun mußte.

„Jetzt bin ich wieder ganz glücklich, ich habe mir die Verzeihung meines Freundes und seiner Familie erworben, und nicht wahr, ehrlicher, braver Rénaut, durch wirkliche Besserung kann ich mir auch noch Euer Herz erringen, denkt, daß ich Niemand mehr auf dieser Welt besitze; einen Freund muß der Mensch sein nennen können, sonst ist das Leben für ihn todt. — Freilich dürft Ihr mir erwidern, ich habe Euch verrathen, ich kann diese Beschuldigung nicht wegleugnen, aber bedenkt, jeder Mensch hat Fehler, und ich hatte zu jener Zeit nicht

nur Fehler, sondern Laster an mir, diese Laster ließen mich Alles mit andern Augen sehen, Eure edle Absicht, mich zu bessern, hielt ich für hochmüthige Strenge, und so kam es, daß ich zum Verräther an Euch und Eurer Freundschaft für mich wurde, doch ich habe dafür gelitten, ich bin dafür gestraft worden, wenn Ihr mir Eure Freundschaft auch noch nicht in diesem Augenblicke schenkt, raubt mir nur nicht die Hoffnung, daß ich sie mir wieder erwerben kann."

„Eure Reue scheint aufrichtig zu sein, darum will ich zu vergessen suchen, was Ihr mir und meiner Familie Uebles gethan habt, doch nur unter einer Bedingung: wenn Ihr mir versprecht, nie wieder in Eure frühern Fehler zurückzufallen und meiner Warnung Gehör zu schenken, wenn Ihr dennoch einmal der Verführung erliegen solltet."

„Bei Allem, was mir heilig ist, verspreche ich es Euch, nie sollt Ihr nöthig haben, mir auch nur ein Wort des Tadels zu sagen, denn ich habe eine gute Schule durchgemacht und den fürchterlichen Abgrund gesehen, der sich dem Lasterhaften öffnet und welcher ihn endlich verschlingt."

„Nun, ich will an Eure Besserung glauben und

will sogar Euch noch einmal helfen; Euer verkauftes kleines Besitzthum ist in schlechte Hände gekommen und ist wieder der Gefahr ausgesetzt, noch einmal verschleudert zu werden, ich will es Euch wieder verschaffen, Ihr zahlt mir später mein Geld zurück. Seid Ihr das zufrieden?"

Bei diesen Worten des alten Rénaut traten Maurice die Thränen in die Augen, jede Beschämung von seinem verrathenen Freund hatte er erwartet, dieser Edelmuth zermalmte ihn, denn er war nicht schlecht, aber leichtsinnig und wankelmüthigen Charakters, seinem Freunde um den Hals fallend, schluchzte er mehr, als er sprach: „Edler, theuerster Freund, wie sehr war ich verblendet, Euch all das Leid zuzufügen, jetzt erst fühle ich meine ganze Nichtigkeit, meine große Erbärmlichkeit Euch gegenüber, aber meine Verbrechen verdienen eine solche Demüthigung. Ich war gefaßt auf jede Schmach und Schande, die mir in meiner Heimath zu Theil werden konnte, doch einer solchen Handlung habe ich nicht entgegengesehen, dieser Edelmuth zerknirscht mich. — O, wie schändlich war mein Betragen gegen Euch, wie jämmerlich, wie verächtlich stehe

ich hier vor Allen!“ Er verhüllte sein Gesicht und schluchzte laut; Alle, selbst Renaut, bedauerten ihn.

„Ihr habt Euch stark an mir und meiner Familie vergangen, doch um dieser Stunde willen sei Euch vergeben, werdet brav, wie Ihr früher gewesen, und ich, wir Alle wollen vergessen. — Noch seid Ihr jetzt abhängig,“ fuhr Rénaut fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „doch so bald Ihr von Eurem Herrn entlassen werdet, sollt Ihr uns hier in Eurer Heimath willkommen sein und wenn Ihr einige Tage Zeit habt, so bleibt bei uns, seid unser Gast.“

Naurice war nicht im Stande, zu antworten, stumm drückte er die Hand seines edlen Freundes, dann ging er zu Mutter Rénaut, welche ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, und bot ihr mit bittendem Blick die Hand, welche diese ergriff, und der sanfte Druck gab Naurice die Versicherung, daß auch sie vergeben. Der neben ihrer Mutter sitzenden Henriette reichte Naurice ebenfalls die Hand; hatte sein Eintritt auch keinen guten Eindruck auf Henriette gemacht, so war doch jetzt von der schönen Frau jeder Groll vergessen, sie ergriff die dar=

gebotene Hand Maurice's, ihre Thränen flossen stärker, auch sie hatte vergeben.

Rénaut ergriff jetzt das Wort wieder und stellte Maurice die neuen Mitglieder seiner Familie vor: „Ich muß Euch nun auch bekannt machen mit den hier Anwesenden, welche meine Familie vergrößert haben, dieser junge Mann ist der Gatte meiner Tochter und mein Retter, dieser Knabe sein Bruder und dieser Alte, — na, den seht Euch selbst an, den müßt Ihr kennen, denn unsere Heimath ist auch die seinige."

Mit forschendem Auge sah Maurice dem alten Maubert ins Gesicht, denn bis jetzt hatte er noch nicht die Fremden sich betrachtet, dann rief er aus: „Wahrhaftig, das ist unser Jugendfreund Maubert, der Verschwundene, sehen wir uns endlich wieder?" Doch beschämt fügte er hinzu: „Mich habt Ihr freilich nicht von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt."

Maubert reichte ihm die Hand: „Des Menschen Schicksale sind wunderbar, auch mir hat das Geschick arg mitgespielt, Ihr sollt später Alles erfahren, es freut mich herzlich, Euch wiederzusehen, seid mir gegrüßt!" Mit diesen Worten schüttelte

er des Jugendfreundes Hand, man konnte seine Freude aus seinen leuchtenden Augen lesen.

Nun wandte sich Naurice an Albert: „In Ihnen, mein Herr, begrüße ich also den Gatten von meines Freundes Tochter und den Erretter des von mir Verrathenen, seien Sie mir herzlich gegrüßt und wenn ich Sie bitten darf, so vergessen Sie den Urheber jener schändlichen That, beklagen Sie den schwachen, aber nun gebesserten Naurice."

Freundlich reichte auch Albert ihm seine Hand: „Wären Sie nicht vom Schicksal zur Ausübung jenes Unglücks ausersehen worden, dann hätte ich nicht mein höchstes Glück gefunden, denn dadurch lernte ich eine edle Familie kennen, dadurch erwarb ich mir eine liebende Gattin, ich habe also die wenigste Ursache, Ihnen zu zürnen, sondern es bedünkt mich, als sei ich Ihnen sogar Dank schuldig. Gott hat Alles zum Guten geleitet, wir wollen ihm danken und über die Fehltritte unserer Nächsten den Mantel der christlichen Liebe decken."

„Ihr seid zu beneiden, Ihr habt einen Sohn, worauf Ihr stolz sein dürft, Vater Maubert," rief Naurice diesem zu, „und dieser Kleine da scheint

den ältern zum Vorbild zu nehmen, denn sein Gesichtchen macht einen guten Eindruck."

„Ich danke Euch," entgegnete Maubert, „doch Euer Glückwunsch ist zu weit umfassend, Georg ist zwar mein lieber Sohn, meines Alberts Bruder, dennoch nicht mein Kind. Ihr wundert Euch darüber, freilich zum Verwundern ists, doch es soll Euch Alles klar werden, Ihr sollt auch meine Schicksale erfahren."

„Mutter, nun kommt die Reihe an Dich," redete der alte Rénaut seine Gattin an, „laß nun einmal auftragen, was nun Küche und Keller enthält, denn schon im Evangelium steht geschrieben, es war große Freude über den verlorenen Sohn, Unser Naurice war verloren, er hat sich wiedergefunden."

Nun eilte Mutter Rénaut hinaus und bald stand eine tüchtig besetzte Tafel im Zimmer, Alle nahmen Platz und da der Abend schon herandämmerte, so blieb man gleich sitzen und verbrachte denselben unter mancherlei Gesprächen. Naurice war der Glücklichste, denn er sah dies als das Fest seiner erhaltenen Verzeihung an.

Der gefährliche Feind.

Der März brach an und brach die Strenge des Winters, denn schon zeigten sich in den Gärten der lebendigen Hauptstadt Frankreichs einzelne Vorboten des Frühlings; obgleich noch auf manchem Beete eine schwache Decke Schnee lag, welche die Sonne noch nicht verzehrt hatte, so steckten auf andern Beeten, welche der mild erwärmenden Märzsonne mehr ausgesetzt waren, einige Schneeglöckchen ihre Köpfchen aus den grünen Blättern so vorsichtig, als wollten sie erst prüfen, ob ihr Feind, der Winter, schon verjagt sei.

So wie Sommer und Winter, Wärme und Kälte, Regen und Sonnenschein wechselt, so wechselt auch das Leben des Menschen, hier lacht uns der Frühling mit seinen Knospen entgegen, dort verkündet der entblätternde Herbst den nahenden Win=

ter und wie die aufspringende Knospe dem wachsenden Kinde gleicht, so gleicht die welkende Blume dem zum Grabe schleichenden Greise. Aber es giebt auch Blumen, welche in der Blüthe, welche in ihrer schönsten Pracht von einem giftigen Hauche verzehrt, dahinwelken, eben so geschieht es dem Menschen. —

Paris, die rege, lebenslustige, frivole Hauptstadt mit ihrem ameisenhaufenartigen Treiben schien durch die scheidende Märzsonne lebendiger geworden zu sein, als es schon war, denn in allen Straßen wogte die Menge in geschäftiger Eile durcheinander. Da ertönte ein Glöcklein, eine Procession verkündend, ein Zug durchschritt langsam die Straßen, voran das Kreuz mit dem Erlöser, dann ein Meßner, von Chorknaben begleitet, hierauf folgte ein Sarg, nur mit einem grünen Myrthenkranze geschmückt, diesem schlossen sich vielleicht zwanzig Nonnen des Klosters der barmherzigen Schwestern an, der Zug war zu Ende. Eine kleine Zahl Neugieriger folgte der Procession, die Vorübergehenden standen instinktmäßig still, die Männer entblößten die Häupter und ein gedankenloses „**Pater noster**“ oder ein noch kürzeres und daher bequemeres „**Ave maria**“ bewegte ihre Lip-

pen, dann eilten sie weiter, sogar mitunter im Innern zürnend über den gehabten Aufenthalt.

Endlich langte der Zug auf dem Kirchhofe an und nach einer kurzen Leichenrede des Meßners wurde der Sarg der Erde übergeben, der Zug entfernte sich eben so langsam, als er gekommen, und die kleine Anzahl Neugieriger verlief sich bald.

Eine lange Gestalt, in eine Kutte gehüllt, die Kapuze über den Kopf geschlagen, welche unbemerkt dem Zuge gefolgt war, blieb zurück, und als die Todtengräber den Hügel geformt hatten und den Platz verließen, ging die dunkle Gestalt auf den frischen Hügel los, kniete an demselben nieder und betete inbrünstig zu Gott für die Verstorbene. Die Sonne warf ihren letzten Schein auf die Erde und bald senkte sich die Abenddämmerung darnieder, die Gegenstände langsam verhüllend, die Gestalt kniete noch immer am frischen Grabe.

Der Kirchhofswächter machte die Runde und sein spähendes Auge entdeckte die dunkle Gestalt, er ging leise näher, und als er in dem Knienden einen Bernhardiner-Mönch erkannte, fragte er ehrerbietig: „Wollt Ihr nicht diesen Ort verlassen, der Abend bricht herein und die Pforte wird geschlossen.“

Ohne eine Antwort zu geben, erhob sich der Bernhardiner und verließ langsam den Kirchhof, während sich das Dunkel mehr und mehr über die Erde verbreitete. Schon waren die Gegenstände nicht mehr zu unterscheiden, der Bernhardiner schritt langsam der Stadt zu, doch sein Herz war ihm zu schwer, er lenkte daher seine Schritte noch nicht nach seinem Kloster, sondern durchschritt mehrmals einen Spazierweg, der in dieser Zeit natürlich menschenleer war.

Die Leser werden schon errathen, wer die dunkle Gestalt war — der Bruder Legrande hatte seine Schwester Helene zur Ruhe gebracht, darum war ihm auch sein Herz so schwer, deswegen schritt er noch einsam in der menschenleeren Allee hin und her. Er mußte sich erholen, man hatte seine Freundin begraben, er gedachte ihrer in Freundschaft, in heiliger Liebe, er war nicht mehr der schändliche Richter Duval, er war in des Wortes höchster Bedeutung der fromme Bruder Legrande. Daß er der gebesserten Helene eine Thräne der Erinnerung zollte, war ihm ein ehrendes Zeugniß, denn sie floß keiner strafbaren Leidenschaft mehr, sie galt dem heiligen Andenken der Entschlafenen.

Er setzte seine Wanderung fort und an einem Bosquet ankommend, ließ er sich auf eine der Bänke nieder, welche dasselbe umgaben. Der Abend war mild, und obschon dichtes Dunkel ihn umgab, war der Abend dennoch angenehm und schien ihm ganz geeignet, noch ein Stündchen im Stillen der Betrachtung vergangener Zeiten zu widmen. Er hüllte sich in seine Kutte, lehnte sich in die Ecke der Bank und war so vertieft in seinen Betrachtungen, daß er nicht einmal die Ankunft zweier Männer bemerkte, welche auf einer andern Bank neben ihm Platz nahmen, selbst das halblaut geführte Gespräch derselben würde ihm unbeachtet vorübergegangen sein, hätte ihn nicht der mehrmals ausgesprochene Name Albert aus seinen Betrachtungen gewaltsam herausgerissen. Er lauschte dem Gespräch der Beiden, welche ihn trotz vorsichtigem Umherspähen nicht bemerkt hatten, und bald wurde ihm klar, daß hier ein Bubenstück ausgeführt werden sollte.

Der Eine der Männer sagte leise, doch so laut, daß Legrande es vorgebeugten Körpers erlauschen konnte, zum Andern: „Wie ich Euch sage, der Maler hat uns in die Dinte gebracht, doch dafür soll er büßen. Zufälliger Weise habe ich einen Brief

von ihm an einen Arzt in Paris in die Hände bekommen, worin er sich über die politischen Angelegenheiten Frankreichs so ausspricht, daß er als Anhänger der gemäßigten Parthei durchaus nichts so angreift, daß man ihm daraus eine Anklage bereiten könnte, doch ich habe aber den Brief so umgeändert, daß ihm nun ein Proceß erwachsen muß, der ihm den Hals kosten kann, wenigstens aber einige Jahre ins Gefängniß bringen muß. Ihr kennt meine Geschicklichkeit, Schriften nachzuahmen, und so habe ich den Brief mit den nöthigen Aenderungen copirt; auch das Siegel des Malers steht richtig darauf, es fehlt nichts weiter, als der Poststempel von dort aus. Ihr seid in der Provence bekannt, schickt einem zuverlässigen Manne den Brief, damit er ihn auf die Post giebt, und der Brief ist richtig; daß er in Paris aufgefangen wird, dafür laßt mich nur sorgen, es wird sich machen."

„Das muß wahr sein," entgegnete der Andere, „wer Euch beleidigt, hat einen schlimmen Feind, wie soll sich Albert da herauswickeln, es ist gar nicht möglich, Ihr seid doch ein schlauer Fuchs; — halt, da fällt mir aber noch etwas ein, wie ist es denn

mit dem Datum? Wird dieser nicht wesentlichen Einfluß haben?"

„Ach was, der Datum thut nichts zur Sache, in der jetzigen Zeit ist es nichts Seltenes, daß ein Brief aus der Provence bis Paris der unterbrochenen Postverbindung wegen schon einige Monate unterwegs sein kann, mein Brief trägt denselben Datum, den das Original führt, der Arzt muß schweigen, denn er erfährt nichts von der Sache, Albert wird den Brief für den Seinigen anerkennen, daraus erwächst ihm ein Prozeß und wir sind gerächt."

Jetzt wußte der horchende Legrande genug, er schlich sich leise näher, bis er unmittelbar hinter beiden stand und als er sich den Fälscher herausgesucht, packte er denselben mit kräftiger Faust, während er mit gewaltiger Stimme Hülfe rief. Der Andere, welcher nur noch dem Briefe, von dem sie gesprochen, die letzte Gültigkeit, einen Poststempel verschaffen sollte, hielt es für rathsamer, durch die Flucht sich zu retten, und so hatte Legrande es nur mit einem zu thun, dieser wehrte sich zwar mit aller Kraft, doch Legrande hatte ihn zu

gut gefaßt, als daß jener sich von des frommen Bruders Händen hätte befreien können.

In wenig Augenblicken kamen auf Legrandes Hülferuf Leute herbei und bald darauf auch Polizei; Legrande, welcher als Bernhardiner die gute Meinung der herbeigeeilten Menschen für sich hatte, verordnete sogleich, daß dem Gefangenen die Hände gebunden werden möchten, damit er sich auf dem Transport nicht von den Papieren befreien könne, welche die Anklage Legrandes rechtfertigen könnten. Nach rasender Gegenwehr des zu Verhaftenden gelang es doch endlich der Polizei den Unbekannten zu binden. Jetzt kamen auch Leute mit Laternen herbeigeeilt und beim Schimmer derselben erkannten die Diener der Gerechtigkeit den entsprungenen Advocaten, denselben, den unsere Leser aus der Schenke vom Boulevard kennen.

Nun wurde ohne alle Rücksicht gegen den Gefangenen verfahren, mit mehr als erlaubter Strenge wurde er vorwärts getrieben und bald standen die Polizeimannschaften mit ihrem Gefangenen vor dem Justizgebäude. Legrande als Ankläger war ihnen gefolgt, sehr höflich lud man ihn vor den Polizeicommissair, wo er seine Anklage vorbrachte; als dies

geschehen war, ließ der Commissair den Gefangenen kommen, eine Untersuchung der Taschen des Gefangenen lieferte die erwähnten Briefe in des Richters Hände, der Gefangene wurde abgeführt.

Legrande erkundigte sich, was aus dem Gefangenen werden würde, worauf ihm der Commissair erwiderte, wenn dem Verbrecher nicht das Todesurtheil zuerkannt würde, so wäre eine mindestens zwanzigjährige Deportation und Zwangsarbeit sein Loos. Auf Legrandes Frage, ob er wohl noch öfter wegen dieser Anklage vorgeladen werden würde, ward ihm höflich zum Bescheid, daß hier ein weiteres Verhör nicht nöthig sei, der entsprungene Gefangene sei ein gravirter Bösewicht; eines neuen, schweren Verbrechens überwiesen, bedürfe es nur noch des Urtheils und dies würde in den nächsten Tagen erfolgen.

Der Polizeicommissair entließ den frommen Bruder, ihm freundlich für seinen bewiesenen Muth dankend, wodurch es der Polizei gelungen sei, sich eines so gefährlichen Verbrechers als dieser Advocat sei, zu bemächtigen. Zur Sicherheit und zum Ausweis des langen Ausbleibens aus dem Kloster beorderte der Polizei-Commissair einen Mann der dienst-

habenden Polizeisoldaten und Legrande empfahl sich höflich.

Die Vorsicht des Polizei-Commissairs war gar nicht unnütz, denn im Kloster war Legrandes Abwesenheit schon bemerkt und angezeigt, doch als er in Begleitung des Polizeisoldaten anlangte und dieser die ihm aufgetragene Aussage gemacht hatte, war Legrande aller Unannehmlichkeiten enthoben. Er eilte in sein Kämmerlein, dort betete er noch einmal für das Seelenheil seiner Helene und dann setzte er sich an seinen Tisch, um sogleich die Ereignisse dieses Tages nach der Provence zu berichten; in der letzten Zeit war er ganz heiter und glücklich in der Ausübung seines Amtes im Kloster, Albert hatte ihm ja Nachricht von Mauberts Leben gegeben, noch mehr, der letzte Brief Alberts brachte ihm sogar Mauberts Verzeihung.

Der umfangreiche Brief war endlich geschrieben, freilich die Hälfte der Nacht war dahin, denn die Klosteruhr verkündete eben die erste Stunde des neuen Tages. Bruder Legrande räumte erst noch die Schreiberei bei Seite, dann legte er sich zur Ruhe; mit solchen Gefühlen wie heute hatte er noch nie sein Lager bestiegen, den in seiner Brust

regte sich ein kleiner Anflug von Stolz; dies Gefühl war ihm auch billig zu gönnen, er gestand sich freudig: einen kleinen Theil Deiner Schuld hast Du heute abgetragen, denn ohne Dein Dazwischentreten wäre Albert unglücklich geworden. Es war allerdings Zufall, daß das Schicksal ihm zur Rettung Alberts bestimmte, aber es blieb immer ein Trost für ihn, daß er doch endlich etwas gethan, wodurch seine Schuld gemildert wurde.

Mit freudigen Gefühlen warf er sich auf sein Lager und nach kurzem aber innigem Gebete schlief er ein, umgaukelt von angenehmen Träumen.

Die Glücklichen.

Eine geraume Zeit war verflossen und nichts von Bedeutung zu erwähnen, als daß Naurice bald nach jenem Tage, an welchem er kam, um Verzeihung zu bitten, sich wieder in seiner Heimath mit Hülfe des alten Rénaut niederließ. Dieser hatte nicht Ursache mehr, zu bereuen, daß er dem verrätherischen Freunde noch einmal geholfen, denn Naurice war jetzt ein Muster der Arbeitsamkeit, bald hatte er sich wieder die Liebe und Achtung seiner Nachbarn erworben, auch unsere Familie war ganz mit ihm zufrieden.

Naurice war seit seiner Niederlassung der tägliche Gast Rénauts, denn der Abend versammelte jedes Mal die ganze Familie in Rénauts Wohnstube, wenn jedoch schlechtes Wetter eintrat und die Männer nicht das Feld bestellen konnten, so wurde

auch manchmal schon der Nachmittag der Unterhaltung gewidmet und so war es heute, denn Regen mit Schnee vermischt wurde von einem starken Winde an die Fenster der Meierei gepeitscht, es war ein Wetter, daß es einem in der warmen Stube bang werden konnte. Dieser Umstand war die Ursache, daß schon der Nachmittag das warme Wohnzimmer Rénauts Alle in gemüthlicher Unterhaltung vereinigte; auch Naurice hatte sich eingestellt.

Man sprach bald von dem, bald von jenem, als der Postbote, triefend vom Regen, durch den Hof der Meierei auf das Wohnhaus zueilte und einen Brief an Albert abgab. Nachdem der Postbote sich entfernt hatte, erbrach Albert denselben und las ihn durch, sein Blick wurde naß von Thränen, doch bald heiterten sich seine Züge wieder auf, der Brief mußte daher traurige und freudige Nachrichten enthalten. Endlich hatte Albert den mehrseitigen Brief zu Ende gelesen, er theilte ihn jetzt der Familie mit, es war der Brief, welchen Bruder Legrande an jenem Abend, welcher ihn zum Retter Alberts werden ließ, geschrieben hatte.

„Eine traurige Nachricht bringt uns dieser Brief, Schwester Helene, unsere Mutter ist nicht mehr,

sie starb in der treuen Ausübung ihres schönen aber schweren Berufs; durch eine kranke Person, deren Pflege sie übernommen und welche an dem jetzt in Paris grassirenden Nervenfieber litt und starb, ward ihr das tödtende Gift der Krankheit eingeimpft, sie starb denselben Tod." Thränen erstickten seine Stimme, er konnte nicht weiter sprechen, aber nicht nur Albert berührte diese Trauerkunde schmerzlich, sondern alle Anwesende, denn diese Trauernachricht galt ja einer Familie.

Georg ward am schmerzlichsten davon ergriffen, sein Schmerz war der tiefste, er hatte aber auch die meisten Jahre in Helenens Umgange zugebracht, aus diesem Grunde durfte man seinen Schmerz einen gerechten nennen. Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, den armen Georg zu beruhigen und seinen lauten Schmerz so weit zu beschwichtigen, daß Georg nur noch still weinte und für die verstorbene Mutter betete.

Maubert, welcher in Helenen die treulose Gattin verlor, nahm mit Ernst und Würde das Wort: „Sie hat ihren Lauf beendet, durch ihren Tod hat sie ihre Sünden gesühnt, auch der Gatte vergiebt

Dir, Friede sei Deiner Asche! Laßt uns für die Entschlafene beten."

Alle falteten die Hände und in feierlicher Stille betete man für das Seelenheil der Dahingeschiedenen; das feierlichste Hochamt hätte nicht einen erhabenern Eindruck machen können, als dieses stille Todtenamt, das der Schwester Helene galt.

Nachdem dieser Act der Pietät gegen die Verstorbene beendet war, theilte Albert den weitern Inhalt des Briefes mit, nämlich die ausführliche Beschreibung, auf welche Art es dem Bruder Legrande gelungen war, zum Retter Alberts zu werden. Auch über die wahrscheinliche Strafe des Advokaten berichtete der Bruder Legrande und schrieb, daß nun eine fernere Feindseligkeit gegen des Malers Familie nicht zu befürchten sei, denn der Advokat, dieser Erzfeind, sei unschädlich gemacht.

„Erst jetzt wünsche ich Ihnen Heil und Segen," unterbrach Maurice den Maler, „denn nur erst seit dem Augenblicke, daß der Advokat wieder ergriffen wurde, sind Sie vor der Gefahr sicher. — Nach dieser Angabe hatte ich mich nicht getäuscht, als ich sagte, der Advokat sei mir begegnet, meine Angst war gerecht, denn so lange dieser Mensch frei

geblieben wäre, so lange hätten Sie seine Angriffe zu befürchten gehabt, und Sie sehen selbst, daß gegen solche Angriffe eine Vertheidigung unmöglich ist. Nun, danken wir Gott, daß dieser Schändliche unschädlich gemacht ist."

„Durch Bruder Legrande's muthiges Benehmen bin ich und meine Familie einem großen Unglück entgangen," entgegnete Albert, „und ich kann Gott nicht genug dafür danken. Aber was ist die eigentliche Ursache aller dieser Unglücksfälle, die sich aber stets so glücklich endeten? Welchem Umstand habe ich mein ganzes Glück zu danken? — Der Revolution! Ohne dieselbe hätte ich nicht meine Henriette kennen gelernt, ohne dieselbe wäre mir vielleicht nie die Freude geworden, meinen theuren Vater kennen zu lernen, ohne dieselbe hätten drei Menschen, die sich dem Laster ergeben, nicht den Weg zur Tugend gefunden, ohne dieselbe bildeten wir nicht eine glückliche Familie, ja, ich darf sagen, die glücklichste in Frankreich. Die Revolution ist der Hebel unsers Glückes, und wie viel sie auch Unglückliche gemacht, so hat sie dennoch auch ihre guten Seiten gehabt; wir verdanken ihr unser ganzes Glück!"

Nun gedachte die Familie noch einmal aller guten, aller bösen Zeiten und verbrachte den Abend mit ernsten Betrachtungen, denn der heutige Tag war der gewichtigste, ein Umstand reihte sich an den andern, eine Begebenheit griff in die andere, und nur durch diese scheinbaren Verwickelungen war es möglich geworden, die glückliche Familie vor einer nochmaligen Trennung zu bewahren, ihr theuer erkauftes Glück nicht noch einmal durch Frevlerhand gestört zu sehen.

Wenn tausend Familien Frankreichs der Revolution fluchten, so gab es doch auch mehre, welche dankbar derselben gedachten und obenan stand die vereinigte Familie Rénaut, denn diese hatte ihr ganzes Glück nur der Erhebung der vergangenen Jahre zu danken, durch diese war ihr Glück ein befestigtes, ein dauerndes geworden, denn noch nach vielen Jahren, selbst bis in unsere Zeit, fanden sich glückliche Nachkommen des Malers und des schönen Blumenmädchens.

Ende.

Druck von H. A. Schmid in Querfurt.

Renner, Fr. Rob.

Das Blumenmädchen Roman aus der Zeit der franzosischen Revolution von Fr. Rob. Renner

Bd.: 2

Leipzig 1852